Georg Moore, der Bauernbursche und Millionär.





Deutsche - Evangelische



Zwölftes Bändchen.

Georg Moore,
der Bauernbursche und Millionär.

Nach dem Kaiserswerther Jahrbuch.



Verlag der Deutschen Evang. Synode von Nord=Amerika.

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

1. Auf dem Dorfanger.

Europa war voll Jubels. Nach Blüchers Sieg bei Waterloo oder Belle Alliance, im Jahre 1815, hatten die Verbündeten den Kaiser Napoleon bis Paris getrieben, Paris genommen und den entthronten Ruhestörer nach der Insel St. Helena verbannt. Die Völker atmeten fre auf und hofften nach dem langen Weltkriege nun dauernden Weltfrieden, und mit ihm einen frischen Aufschwung ihres Glückes und Wohlstandes. England insbesondere, die Herrin des Welthandels, erwartete mit Gewißheit, daß bald die Zeiten von Tyrus und Sidon sich erneuern würden, wo die Kaufleute die Könige und die Krämer die Herrlichsten im Lande waren. Von dem allen hatte der junge Held unserer Geschichte keine Ahnung, wiewohl er unter diesen Königen der Edelsten einer werden sollte.

Um die Zeit, als Napoleon an Bord des Northumberland noch auf dem Weltmeere schwamm, schwamm Georg Moore — das ist des Helden Name — nicht weit vom eigentlichen Northumberland in den Fluten des kleinen, buschreichen Ellen und zugleich in einem Meer jugendlicher Freiheitslust. Den ganzen Vormittag hatte er in der dumpfen Dorfschule von Bolton gesessen und unter dem Stocke seines Lehrers vielleicht jämmerlicher geseufzt, als noch vor kurzem die Völker unter dem Szepter Napoleons. Es war ein seltsamer Kauz, dieser Lehrer, ein alter, langer, allzeit durstiger Herr. Er hieß Wilson, wurde aber nur Amsel-Wilson genannt, weil er

allen Vögeln, am schönsten den Amseln, nachzupfeifen verstand. Georg hatte nicht zu denen gehört, welche Amsel-Wilson nach seiner Gewohnheit im Lauf des Morgens ins Wirtshaus geschickt, um einen Trunk zur Anfeuchtung seiner Kehle zu holen; freilich war er auch nicht unter denen gewesen, welchen das Lineal des Schulmeisters an den Kopf geflogen war, denn er hatte, als ein flinker Bursche, sich rechtzeitig zu ducken gewußt. Man kann sich denken, mit welcher Hast Georg beim Mittagsläuten aus solcher Schule ins Freie rannte. Er wohnte nicht in Bolton selbst, sondern ein halbes Stündchen davon im kleinen Mealsgate; darum blieb er, wie die anderen Knaben dieser Ortschaft, während der Mittagszeit in Bolton, um sich, nachdem das Butterbrot verzehrt war, mit ihnen nach Herzenslust draußen herum zu tummeln. Heute waren sie zu einem frischen Bade in den Ellenfluß gesprungen, allen voran Georg; denn er war der beste und kühnste Schwimmer, wiewohl er erst im zehnten Jahre stand. Nach dem Bade kleideten die Burschen sich nur halb an; Weste und Wams legten sie in zwei Häuflein, etwas getrennt von einander, zusammen. Sie wollten „Schotten und Engländer" spielen, ein Spiel von geschichtlicher, echt volkstümlicher Bedeutung. Cumberland nämlich, die nordwestlichste Landschaft Englands, worin Bolton und Mealsgate liegen, ist von Schottland nur durch den Solway-Fluß getrennt. Da waren denn in früheren Zeiten, ehe Schottland und England ein Reich bildeten, die hungrigen Schotten von ihren kahlen Bergen her über die Cumberländer hergefallen, um mit sich fortzuschleppen, was ihnen in die Hände fiel. Die

Cumberländer dagegen, ein kräftiges, furchtloses Geschlecht, hatten sich mannhaft gewehrt, auch hin und her festungsartige Türme und Burgen gebaut, wohin sie bei plötzlichen Überfällen ihr Vieh flüchten konnten. Noch schauten die ehrwürdigen Trümmer zweier dieser Bauern-Schlösser von den nahen Hügeln auf die Knaben hernieder, Whitehall und Harbybrow, und begeisterten sie im Kampf um ihre Kleider zu einem Ernst und Eifer, als ob es wirklich zu rauben oder zu verteidigen gälte.

Als sie müde waren, kletterte Georg, wie ein Eichkätzchen, auf den nächsten Baum, um sich auf einem bequemen Ast für die Nachmittagsschule auszuruhen, die andern ihm nach. Da droben war's gar zu gemütlich, und man beschloß, wie's leider schon oft geschehen war, die Schule zu schwänzen und, statt von dem Stock Meister Amsels sich den Rücken bleuen zu lassen, unter Gottes blauem Himmel zu bleiben. — „Wir wollen ringen!" rief Georg, und schon war er unten und mit ihm die Kameraden. Man stellte sich auf, Brust gegen Brust, und rasch begann das Boxen und Ringen nach allen Regeln der Kunst; denn diese ritterliche Übung war das tägliche Lieblingsspiel der Jungen. Schon war der gewandte Georg in mehreren Gängen Sieger geblieben, da hörte er, wie ein paar vorübergehende Landleute sich erzählten, daß der verwegene John Peel noch heute in der Gegend eine Fuchsjagd halten würde. „Fuchsjagd!" das ist ein Zauberwort für jedes englische Ohr und Herz. Georg war wie elektrisiert. Er stahl sich fort von den Kameraden, lief nach Hause, führte, ohne gesehen zu werden, des Vaters alte, halbblinde Stute, ohne Sattel, nur mit dem

Zaum, aus dem Stall, schwang sich hinauf und trabte davon. Als er bei den Knaben vorbeikam, die noch am Ringen waren, entdeckte er auf den Höhen den Jagdzug, weit voran die klaffenden Hunde, hinterher auf langgestreckten Rossen die kühnen Jäger. Triumphierend schwang er sein Mützlein, und ehe die neidischen Kameraden sich recht besannen, war er schon hinter den Büschen verschwunden. Wirklich gelang es ihm, etwas von der Jagd zu sehen, ein Hochgenuß, von dem er noch als reifer Mann mit Lust erzählt hat. Unbemerkt brachte er abends das Rößlein wieder in den Stall und machte sich draußen zu thun, bis es zum Nachtessen ging.

Oben am alten Familientisch saß der Vater, Johann Moore, ein einfacher Bauersmann, aber voll kräftigen Selbstbewußtseins; denn er war cumberländischer „Staatsmann“, eine Würde, welche im Norden Englands zu hohen Ehren gereichte. Neben ihm hatte die Hausfrau ihren Platz, die Stiefmutter der Mooreschen Kinder. Es waren ihrer fünf. Georg, am 9. April 1806 geboren, stand in der Mitte; seine Geschwister Thomas und Sarah waren älter, Marie und Wilhelm jünger. Nach dem Abendsegen reihte man sich im Kranz um den hohen, breiten Kamin, welcher links in der Stube prangte, und von dessen Gesimse eine doppelte und dreifache Guirlande von lauter Dohleneiern herabhing, ein seltsamer Schmuck. Nun begann das Erzählen. Georg, der immer Lebendige, fing an. Er wollte Mariechen, seine Lieblingsschwester, ein bissel gruseln machen; darum schilderte er ihr, wie er im Frühjahr in den alten, geborstenen Türmen und Schornsteinen von Whitehall und Harbybrow lustig

emporgeklettert sei, mit einem Strick sich wieder herabgelassen und alle die Dohlennester ausgenommen habe, damit die Unzahl dieser räuberischen Vögel die Saaten nicht verderbe; darauf habe er die Eier ausgeblasen und wie Perlen auf eine Schnur gezogen, wie sie es noch über sich sehen könnte. — Dann langte der Vater zwischen den Eiern hinweg die alte Familienbibel vom Kamin. „Seht," sagte er, „da stehen die Namen eurer Großväter und Urgroßväter; und deren Urgroßväter haben in und um Harbybrow und Whitehall kühnere Wagstücke ausgeführt, als Dohlennester geplündert. Die sind auf ihrem Streitroß mit Panzerhemd, Eisenhut, Schwert oder Streitaxt, Bogen oder Speer gegen die bösen Schotten gezogen und haben mit andern cumberländischen Männern Haus und Hof geschützt und jährlich das Land aufs neue erobert. Das sind die ersten Staatsmänner und wir sind ihre Erben. Und als König Jakob I. unsre Güter für sich haben wollle und sagte, die Staatsmänner wären nichts als Pächter der Krone, da haben sich ihrer zweitausend versammelt und einmütig dem Könige sagen lassen, die Staatsmänner hätten ihr Land mit dem Schwert erworben, sie könnten es auch mit dem Schwert schützen." Als Georg dies hörte, fühlte er sich so stolz, als wäre er selber ein Held. Nur der Gedanke an die geschwänzte Schule und den Zorn Meister Amsels störte ihm sein Wonnegefühl. Er hatte nicht unrecht; denn andern Tags zog Herr Wilson ihn samt etlichen Kameraden vors Gericht. Die Strafe war hart, aber Liebe zum Lernen geißelte sie nicht in sein Herz hinein, denn sie entsprang nicht aus Liebe. Georg behielt den Widerwillen gegen die Schulbänke.

„Wo ich mich drücken konnte,“ hat er später selbst geschrieben, „that ich's, und ich würde noch viel öfter geschwänzt haben, wenn ich nicht die entsetzlichen Prügel gescheut hätte. Und das blieb so während meiner ganzen Schulzeit. Ich habe hernach oft meine Thorheit bereut, daß ich in meiner Knabenzeit nicht besser gelernt habe.“

Eine heilsame Abwechselung in den unliebsamen Schulbesuch und die frischen, mutwilligen Knabenspiele brachte die Erntezeit. Die Sache begann mit einer eigentümlichen Rebellion, welche man die Aussperrung des Lehrers nannte. Sobald nämlich die erste Garbe im Feld aufgerichtet war, schlossen sich die bösen Jungen zur Mittagszeit ins Schulzimmer ein und verrammelten von innen Thür und Fenster. Wollte Herr Wilson nach dem Mittagsmahle wieder seinen Meistersitz einnehmen, so ward ihm kurz und kräftig der Eintritt verweigert, und ob er drohte oder sein bestes Amsellied pfiff, die Rebellen blieben fest, riefen aber, sie seien zu Unterhandlungen bereit. Amsel-Wilson war's gern zufrieden, und so wurde denn festgesetzt, erstlich: daß den Buben für das Aussperren völlige Straflosigkeit zugesichert würde, und zweitens: wie lange die Ernteferien dauern sollten. Im Hui waren dann die Barrikaden von der Thür entfernt, und mit Siegesgeschrei stürmten die Jungen hinaus, aber nicht zum Spiel, sondern zu rüstiger Arbeit. — Georg verdingte sich, wenn das eigne Korn gemäht war, bei irgend einem benachbarten Bauern, um sich ein wenig Taschengeld zu verdienen. „Mein erster Tageslohn“, erzählt er, „war 20 Cent; aber als ich zehn Jahre alt war, erhielt ich dreimal so viel, und zwei Jahre später that ich's den Männern in der Arbeit

gleich und mähte so gut wie einer; dafür bekam ich 75 Cent den Tag und die Kost. Das pries jedermann für mein Alter als etwas Außerordentliches." Doch muß man nicht denken, daß Selbstsucht und Habgier den Knaben beseelte; vielmehr war er gegen Eltern und Geschwister, wie Fremde und Kameraden voll Dienstfertigkeit. Man sah es ihm an, daß es ihm Freude machte zu helfen, wo er konnte, ob er nun für seine Schwestern hoch oben auf den Bergen Brombeeren pflückte und die Hände sich blutig ritzte, oder von jenseits der Berge her für die Küche Fische holte, oder das Vieh seines Vaters heimwärts trieb.

Sonntags ging die ganze Familie zum Gottesdienst; aber auf Georg machten des Pfarrers Worte keinen so tiefen Eindruck, als seines Vaters ehrenfester Charakter. „Meines Vaters edler Sinn", rühmt Georg, „und seine Wahrheitsliebe haben auf mein Wesen und Leben einen Einfluß geübt, daß ich ihm nie genug dafür danken kann. Ich glaube, er hat nie in seinem Leben eine Unwahrheit gesagt. Mich hat er nur ein einzigesmal mit dem Stock gestraft, weil ich gelogen hatte, und nie habe ich etwas mehr bereut, als daß ich ihn so betrüben konnte. Dabei hatte er einen so kräftigen, sittlichen Mut, wie ich ihn sonst kaum gesehen habe. Ich erinnere mich noch, daß er einen Mann, welcher trunken zu ihm ins Haus zu kommen wagte, kurzer Hand hinauswies, oder daß er andern, die unrecht gethan, ehrlich und männlich die Wahrheit ins Gesicht sagte. Johann Moore zu Mealsgate war der Schrecken aller Übelthäter.

---

2. In die weite, weite Welt.

Nach altem cumberländischen Recht erbte der älteste Sohn eines Staatsmannes das väterliche Gut. Der zweite Sohn ward, wenn es anging, ein Pfarrherr, häufiger blieb er mit den jüngeren Brüdern als Ackerknecht auf dem Hofe oder suchte draußen in den Kolonien sein Brot. „Mit dem Lernen giebt's nichts, und Ackerknecht werde ich nicht!" hatte Georg Moore in der Schule, wie beim Spiel oder bei der Arbeit oft schon still vor sich hingesprochen. Immer hieß es in ihm: „Hinaus, hinaus! wer weiß, wo in der Ferne das Glück mir noch blüht!" Was zum Auszug nötig war, hatte er ja von seinem Großohm und Paten Georg Moore geerbt, 500 Thaler; und sollte er diese Summe auch erst in die Hand bekommen, wenn er 21 Jahre alt wäre, so war doch jetzt schon des Paten langer, mit Seehundsfell überzogener Holzkoffer sein freies Eigentum. Und glänzten nicht auf demselben in Messingstiften die Buchstaben G. M., als wäre er eigens für ihn hergerichtet? Niemand ahnte seine Gedanken.

Als er 13 Jahre alt war, trat er auf einmal vor seinen Vater hin und erklärte mit der Festigkeit eines Mannes: „Aus Mealsgate will und muß ich fort!" Der Vater, welcher keinen höheren Gedanken kannte, als in dem Stande aller seiner Väter mit Ehren zu leben und zu sterben, ward betroffen und sagte fast wie gedemütigt: „Vom Pflug in den Kramladen, und das eines Staatsmannes Sohn!" Georg wankte nicht. Mächtig, wie den

Wandervogel, trieb es ihn seinem Ziele entgegen. Endlich gab der Vater nach. Der Kaufmann Messenger in Wigton, der nächsten Stadt, war bereit, Georg auf vier Jahre in die Lehre zu nehmen. Der Tag der Abreise kam. Der alte, lange Koffer stand schon gepackt vor der Hausthür, um auf einem besondern Karren nach Wigton gebracht zu werden. Hoffnungsselig schwang sich Georg auf das alte Roß. Hinter ihm nahm die Mutter Platz, die ihn begleiten wollte, und hielt sich ängstlich an dem Knaben fest. Mariechen weinte. Der Vater sagte noch: „Gott segne dich, mein lieber Junge!“ und fort ging's in die ungewisse Zukunft. „Auf eigene Faust“, hat später Georg sich ausgedrückt, „wollte ich den Kampf ums Dasein beginnen!“

Ohne Unfall trafen Mutter und Sohn in Wigton ein. Wohnung erhielt Georg bei seinem Lehrherrn, aber essen und trinken sollte er, so ordnete es die Mutter, im Wirtshaus „Zum Halbmond“ nebenan; eine gefährliche Einrichtung! Als Georg abends unter der wenig feinen Wirtshaus-Gesellschaft seine knappe Mahlzeit eingenommen hatte und dann zum erstenmal auf seiner Schlafkammer sich allein sah, ohne Bekannte, ohne eine teilnehmende Seele in der ganzen Stadt, da ward's dem dreizehnjährigen Knaben doch recht eigen zu Mute. Den Vater und Freund im Himmel kannte er noch nicht, wiewohl ein unsichtbarer Faden ihn schon mit ihm verband. „Ich verstand“, hat er hernachmals erzählt, „nichts von dem Heilsratschlusse Gottes. Dennoch hatte ich, wie seltsam das auch lauten mag, einen festen Glauben an Gebetserhörung.“

Frisch und fröhlich that Georg seine Arbeit, auch die, wozu er eigentlich nicht nach Wigton gekommen war. „Ich mußte das Feuer anzünden“, sagt er, „die Fenster putzen, das Pferd füttern und sonst noch gar manche Sachen thun, für welche heutigestags sogar die Knaben der Armenschulen sich zu gut dünken.“ Im Laden selbst war er wie in seinem Elemente, höflich, aufmerksam, unermüdlich. Bald wollten alle Kunden am liebsten von ihm bedient sein. Das weckte den Neid seines älteren Kollegen, des Commis. Dieser boshafte Mensch gebrauchte seine etwas höhere Stellung nicht nur, um Georg, den Lehrjungen, kurz zu halten oder zu ducken, er machte ihm auch sein Leben sauer mit großer Unbarmherzigkeit, quälte ihn mit überlegter Grausamkeit den ganzen Tag und suchte seinem ehrlichen Namen durch häßliche Verleumdungen einen Schandfleck anzuhängen. Einmal hat der Bösewicht sogar den Versuch gemacht, Georg zu erdrosseln. Noch fünfzig Jahre später schauderte dieser, wenn er an jene Zeit zurückdachte. War der Kollege ein Tyrann, so war der Prinzipal ein Trinker von Profession, welchen das Wohl oder Wehe seiner Leute wenig kümmerte. Kam Georg nach so einem Tage voll halber Höllenpein spät abends in seinen „Halbmond“, so sah er auch dort nichts als Trunkenheit und Gottlosigkeit; ein Wunder, daß er nicht selbst der Versuchung erlag, seinen Jammer in Branntwein zu ersäufen. Dieses Leben dauerte etwa zwei Jahre lang.

Da verließ jener Unmensch Messengers Haus; ein anderer Lehrbursche trat ein, und Georg stieg zum Commis empor. Nun, dachte er, beginnt die Zeit des Glückes.

Der Unglückselige! Er war seinem Untergange nahe. Da der neue Lehrbursche reichliches Taschengeld bekam und das den Commis merken ließ, fühlte Georg doppelt empfindlich, daß er ein armer Schlucker war. Er bot jenem zum Zeitvertreib ein Kartenspiel um Geld an, welches er im Wirtshaus erlernt hatte, gewann und sah auf einmal ohne Mühe blanke Münze in seiner Hand. Das reizte, und ehe er's wußte, war er ein leidenschaftlicher Spieler. Ob er gewann oder verlor, er konnte nicht mehr vom Spiel lassen und tröstete sich damit, daß er auch beim Spiel allzeit ehrlich wäre und unredliche Kniffe und Pfiffe verschmähte. Die Karten kamen nicht aus seiner Tasche, und die Abende schlug er bald in diesem, bald in jenem Wirtshause tot. Als er erst einmal die ganze Nacht durchgespielt hatte, kam es immer öfter vor, daß mit andern Nachtschwärmern auch ihn nur der nahe Morgen forttrieb. Wie ein Dieb mußte der sonst gerade Jüngling sich ins Haus seines Prinzipals schleichen, und schon schämte er sich dessen nicht mehr. Da schüttelte ihn Gottes Hand, daß er aufwachte und den Abgrund sah, an welchem er hintaumelte. Das kam so.

Am Hause des Prinzipals befanden sich Schiebefenster. Abends, beim Schließen der Läden, ließ Georg eins im unteren Stockwerke unbefestigt. Wenn er nun aus dem Wirtshause zurückkam, schob er es in die Höhe, öffnete die inneren Läden, schwang sich hinein und huschte in seine Dachkammer. Messenger, welcher sonst dem tüchtigen Commis Vertrauen schenkte, hörte von dem nächtlichen Kartenspiel mit den hohen Einsätzen, fürchtete für seine Kasse und vernagelte das von Georg offen gelassene

Fenster. Es war die Nacht auf das heilige Christfest. Auch dieses hatte den verblendeten Georg nicht von seiner Leidenschaft zurückgehalten. Erst morgens fünf Uhr brach er von den Karten auf. Als er das Fenster verschlossen fand, stutzte er wohl einen Augenblick. Aber der, welcher die Turmmauern von Whitehall und Harbybrow wie spielend herauf und herab geklettert war, fand rasch guten Rat. Etwa hundert Schritt von der Wohnung des Prinzipals stand ein niederes Haus. Georg kletterte hinauf bis aufs Dach, von dort auf das anstoßende höhere Haus und kroch, auf den Firsten reitend, vorwärts bis auf das eigene Dach. „Hier", erzählt er selbst, „rutschte ich hinab bis zur Dachrinne und hielt mich an ihr fest. So über der Straße hängend, suchte ich mit meinen Füßen das Fenstergesimse als Stützpunkt zu erreichen, und als das gelungen war, schob ich mit dem linken Fuß das Fenster in die Höhe und befand mich nach einem kühnen Schwunge drinnen im Zimmer. Nach einer Minute lag ich auf meiner Kammer im Bett." Gleich darauf erschien Herr Messenger. Georg stellte sich, als läge er im tiefen Schlaf. Jener wartete eine Weile und murmelte durch die Zähne: „Im Augenblick, wo der Junge erwacht, jage ich ihn aus dem Hause!" Dann ging er. Georgs Gemüt ward durch diese Drohung nur noch verhärteter. Da auf einmal stimmten die Stadtmusikanten unten auf der Straße den weihnachtlichen Jubelgesang an: Gloria in excelsis Deo! (Ehre sei Gott in der Höhe!) Georg ward durch und durch erschüttert. „Die süßen Töne," erzählt er, „weckten wunderbare Gedanken in mir. Sie stellten das Bewußtsein von meinem Unrecht lebendig vor meine Seele. Über-

wältigt von Reue und Gewissensbissen, gedachte ich meines teuren Vaters, und es durchfuhr mich der furchtbare Gedanke, ich könnte ihm das Herz brechen und seine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen."

Das war der Wendepunkt in Georgs Leben. Vierundzwanzig Stunden lang blieb er fast regungslos im Bette liegen ohne Trank und Speise; niemand sah nach ihm. In dem stürmischen Kampf, der in seiner Seele wogte, faßte er den feierlichen Entschluß, dem Kartenspiel und jedem andern Glücksspiel ganz und für immer zu entsagen. Diesem Vorsatz ist er sein lebenlang treu geblieben. „Gott hat mir geholfen", erzählt er, „das sage ich dankbaren Herzens."

Unterdessen legten zwei Freunde Messengers, welche den Kern in Georgs Wesen besser zu würdigen verstanden, Fürbitte für diesen ein, und Messenger gestand dem Verirrten noch eine Probezeit zu. Als ein anderer Mensch stand Georg am andern Morgen vom Bette auf. „Nicht bloß für mich," hat er später versichert, „auch für viele andere hat dies Abenteuer heilsame Früchte getragen; denn als später immer Hunderte von jungen Leuten in meinem eigenen Geschäft arbeiteten, habe ich ihnen bei ihren Verirrungen gern, wie es mir geschehen war, Verzeihung angeboten und Gelegenheit gegeben, mir Thatbeweise der versprochenen Besserung zu liefern. Wahrscheinlich würde ich nicht in dem Maße haben Geduld üben können, wenn mir der zum Verderben führende Abweg, auf welchem ich in Wigton wandelte, nicht so lebendig in der Erinnerung geblieben wäre."

Gleich nach dem Fest verlegte Georg sein Quartier

ins Haus der braven Frau Nanny Graves, wo er auch die Kost erhielt und fürsorgende Teilnahme fand. Merkwürdigerweise erwachte zu gleicher Zeit in ihm Lust und Liebe zum Lernen, die er bis dahin niemals empfunden hatte. Er besuchte regelmäßig eine gute Abendschule, um mit der ganzen Energie, die ihm eigen war, die Lücken seines Wissens auszufüllen. Das Wirtshaus betrat er nicht mehr, auch nicht zur Erholung. Diese suchte und fand er im Kreise der Jugend, welche er wunderbar an sich zu fesseln wußte. Er lief, sang und sprang mit ihnen; auch die Ringkämpfe, welche er in Mealsgate begonnen, setzte er mit gleichalterigen Genossen jetzt eifrig fort und wurde bald in der ganzen Umgegend als Meister in dieser Kunst gefeiert. Seine herzliche Freundlichkeit und liebenswürdige Dienstfertigkeit machten ihn zum allgemeinen Liebling. In ganz Wigton hieß er nur der Georg.

Messenger, der Prinzipal, bemerkte mit Freuden die Umwandlung in Georgs Leben und überließ ihm mit unbegrenztem Vertrauen das ganze Geschäft. Aber er selbst änderte sich nicht, ergab sich vielmehr immer zügelloser seiner Leidenschaft. Da setzte Georg, so jung er war, seine ganze Kraft daran, das Geschäft vor vollständiger Zerrüttung zu bewahren. Kamen Handlungsreisende, um die fälligen Gelder von Messenger einzuziehen, so zeigte ihnen dieser die leeren Taschen. Dann ist Georg oftmals zu andern Krämern oder zum Bankier gelaufen, um auf seinen Namen das nötige Geld zu borgen. Der junge Mann genoß ein solches Vertrauen, daß er erhielt, was er wollte, auf sein bloßes Versprechen hin, es aus dem Geschäft zurückzuzahlen; und das ist ihm auch stets gelungen.

Noch fast zwei Jahre nach der vierjährigen Lehrzeit opferte sich Georg in solcher Weise für seinen Lehrherrn auf; aber als er sah, daß alles umsonst war, hielt er es für seine Pflicht, den Wanderstab weiter zu setzen. Aber wohin? Nach Carlisle, der Hauptstadt Cumberlands, mochte er nicht; sie lag ihm zu nahe und erschien ihm nicht groß genug für sein Streben. „Nach London mußt du“, sagte er sich, „nach dem Markte der Welt!“ und hatte doch kaum eine Ahnung, was London war. Aber er blieb dabei und schrieb es seinem Vater. Der eilte bestürzt nach Wigton und brachte auch Mariechen mit, um durch deren Liebesworte den Reiselustigen zurückzuhalten. Georg war tief bewegt, aber unerschütterlich in seinem Entschlusse. Als er den Vater aufs bitterste weinen sah, warf er sich in dessen Arme und weinte mit, und Marie war die dritte, die weinte. Nur Nanny Graves, die gute Wirtin, stand thränenlos dabei; und als ihr des Weinens zu viel ward, brach sie zu dem Vater in die Worte aus: „Was greint Ihr so jammervoll? Glaubt mir, entweder wird Euer Sohn ein großer Taugenichts oder ein großer Mann!“ Das schlug durch. Der Vater nahm Abschied. Georg aber wanderte, von Hoffnung getrieben, zur Post nach der Stadt Carlisle. Marie begleitete ihn und trug sein kleines Bündel. Der lange Koffer mit Seehundsfell war schon vorauf geschickt und wartete auf ihn im Gasthof „Zum grauen Bock“. Dort übernachtete Georg, um andern Tags seine große Reise anzutreten. Es war dasselbe Haus, von dem aus er zwei und fünfzig Jahre später die letzte, größte Reise antreten sollte. —

3. Ringen und Gelingen in London.

Die Fahrt in der Postkutsche dauerte zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Morgen sah Georg London in der Frühlingssonne vor sich liegen, ein unermeßliches Häusermeer. Stumm vor Staunen saß er auf seinem Platz. Ganz wie außer sich aber ward er, als man die City erreichte, den geschäftsreichen Kern der Stadt, und die Gebäude immer stolzer und herrlicher, die Kaufläden immer glänzender und das Gedränge und Gewoge der Menschen und Pferde und Wagen und Karren immer dichter und lebendiger wurde. Endlich bog der Wagen in eine bescheidenere Straße ein, die Holzgasse, und hielt vor dem Gasthaf „Zum Schwan." Aber dort gab's für Georg keine Unterkunft. Erst nach langem, bangem Suchen fand er samt seinem Erbkoffer Aufnahme in der „Elster und Zinnschüssel". Müde von der Reise und überwältigt von den Eindrücken der Riesenstadt, legte er sich ins Bett. Es war am Gründonnerstage des Jahres 1825.

Am folgenden Tage, dem Karfreitage, waren alle Läden geschlossen. Eine Stelle konnte er sich also nicht suchen. Was nun thun? Ins Haus Gottes trieb es ihn damals noch wenig. Als er daher hörte, daß etliche cumberländische Landsleute auf einem öffentlichen Platze ihre Ringkämpfe ausführen würden, nahm er seinen Weg dorthin und ließ sich im stolzen Selbstgefühl in die Liste der Kämpfenden eintragen. Es dauerte lange, bis sein Name aufgerufen wurde; dann aber trat er, den Rock ab=

werfend, festen Schrittes in den Kreis. Man kannte ihn nicht, darum achtete man kaum auf den handfesten, breitschulterigen Jüngling mit der gewölbten Brust und dem dunkelbraunen, lockigen Hauptthaar. Sein erster Gegner war ein großer Mensch; aber Georg warf ihn so geschickt zu Boden, daß man neugierig auf allen Seiten fragte: „Wer ist denn dieser Bursche? und wo kommt er her?“ Auch den zweiten und dritten Gegner streckte Georg nieder, und schon tönte es hin und wieder: „Bravo, Georg Moore!“ Nun stellte sich ihm ein gefährlicher Mann, der weit und breit berühmte Ringkämpfer Byers, welcher nach so manchem Triumph auch mit dem neunzehnjährigen Cumberländer bald fertig zu werden dachte. Vorsichtig, ohne Überhebung, schritt Georg ihm entgegen, nahm ihn mit einem kunstgerechten Griff fest in die Arme, und Byers lag rücklings im Grase. „Bravo, bravo, Georg Moore!“ erscholl es jubelnd auf dem ganzen Kampfplatz. Zuletzt stellte sich ihm ein nur selten überwundener Kämpfer, welcher wegen seiner besonderen Angriffsweise berühmt war. Diesem Kunstgriff mußte auch Georg unterliegen. Gleichwohl erhielt er den dritten Preis, ein Erfolg, welcher den selbstbewußten Staatsmanns-Sohn in eine von Übermut nicht freie Stimmung versetzte. Die Schar der Mitkämpfer drängte sich um den freundlichen Fremden und streute ihm so viel Weihrauch, daß er sich leicht in ein großes, nahe gelegenes Wirtshaus locken ließ. Dort gab er sich anfangs mit ihnen ungehemmter Fröhlichkeit hin, den Tag schon beratend, an dem ein zweites Wettringen stattfinden sollte. Sobald er aber aus ihren Reden und ihrem ungemessenen Durste merkte, wes Geistes Kin-

der diese Gesellen waren, stand er auf und sagte entschlossen: „Ich liebe die Ringkämpfe, aber wir gehören nicht zusammen!“ Dann verließ er den Saal, wie vorher von Schmeicheleien, so jetzt von Schmähungen überschüttet. Das war der zweite, schönere Sieg.

Diesem Triumphtage folgten Wochen bitteren Wehes und gründlicher Demütigung, und das war heilsam für Georg. Als er sich nämlich am andern Tage voll Hoffnung auf den Weg machte, eine Stelle zu suchen, bat er in zwanzig bis dreißig Häusern vergebens; überall erhielt er einen Korb. Das verdroß ihn zwar, doch setzte er seine Gänge mutig fort. Aber nirgends ein Entgegenkommen, aller Orten und Tag um Tag Achselzucken, Lächeln und Sticheleien auf seine ländliche Tracht, seinen breiten, cumberländischen Dialekt. Einmal fragte ein Kaufherr ihn sogar, ob er sich als Laufbursche bei ihm vermieten wollte. Das knickte den stolzen Mut, wie man ein Rohr knickt. Am nächsten Sonntage schrieb er, wie versprochen, einen Brief an seinen Vater; aber ehe er zu Ende war, hatten die herabfallenden Thränen das Papier so durchnäßt, daß die Schrift völlig unleserlich ward. Mit doppelter Hast versuchte er noch einmal sein Glück, aber nichts als verschlossene Thüren, teilnahmlose Herzen, kurze und oft barsch abweisende Antworten. Rasch und fremd trieb sich alles an ihm vorüber und fragte nicht nach seinem Schmerz. Niemals in seinem Leben hatte er sich so einsam gefühlt, wie in diesem Menschengewühl. Niemals war es ihm so öde und unheimlich vorgekommen, als auf den glänzenden, bunt belebten Plätzen. Voll Verzweiflung faßte er den Entschluß, nach Amerika zu segeln, ging

in die nächste Schiffahrts-Agentur und forderte sich ein Billet. „Ihr Name?“ fragte der Beamte. „Georg Moore!“ war die verdrossene Antwort. „Georg Moore? Junger Herr, so laufen Sie spornstreichs zu Mr. Ray, Firma: Flint, Ray & Co. in Grafton-House, New Port Market. Der hat seit mehreren Tagen hier und anderwärts nach einem Georg Moore aus Mealsgate in Cumberland herumgefragt.“ Georg stand da als ein Träumender, wie es jedem ergehen wird, in dessen Leben die Hand Gottes so augenscheinlich eingreift, daß man bekennen muß: „Es liegt nicht an jemandes Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen!“

Das Geheimnis klärte sich bald auf. Der reiche Mr. Ray, ein Cumberländer, war von warmer Liebe erfüllt für seine Landsleute, die in London Not litten. Durch einen Bruder, der Gutsbesitzer nahe bei Wigton war, hatte er schon früher über Georg Moore viel Gutes gehört und kürzlich vernommen, daß derselbe nach London abgereist wäre. Als er nun von ihm nichts sah und hörte, hatte der fürsorgende Herr es sich angelegen sein lassen, den Ankömmling ausfindig zu machen, damit er nicht, wie so viele seinesgleichen, in den Strudeln von London zu Grunde ginge. — Dankbaren Herzens flog Georg nach Grafton-House. Mr. Ray bot ihm sogleich eine Stelle in seinem Geschäft an mit einem Jahrgehalt von 150 Thaler. „Er nahm mich mehr aus Mitleid,“ erzählte der Glückliche später, „als in der Hoffnung, daß ich ihm besondere Dienste leisten würde.“

Um den langen Patenkoffer in die neue Wohnung bringen zu lassen, mietete Georg einen kleinen Ponywagen.

Sorgsam schritt er neben dem Fuhrmann her, um in dem ungeheuren Londoner Gewühl nicht von ihm getrennt zu werden. Und doch hatte er ihn beim Umbiegen in eine andere Straße plötzlich aus den Augen verloren. Umsonst spähte er nach ihm umher; er war und blieb verschwunden. Das Herz wollte Georg brechen. Er ließ sich auf eine Thürstufe nieder und saß dort zwei volle Stunden wie ein Schiffbrüchiger, mitten im Menschen-Gewoge und doch in gräßlicher Einsamkeit. Siehe, da fuhr der Ponykarren mit seinem Erbgut wohlbehalten vorüber. Entzückt sprang Georg auf; der Fuhrmann aber gab ihm eine derbe Lektion, daß er wie ein „grüner Junge" sich von ihm verlaufen hätte. Als der Wagen vor der Firma Flint, Ray & Co. stillstand, bot Georg dem Mann voll Dankbarkeit alles Geld, was er bei sich trug, 2 Thaler und 15 Cent. „Nein, nein," sagte der Fuhrmann, „das ist zu viel, junger Herr; ein Thaler thut's auch." Weinend, halb noch vor innerer Angst, halb vor Freude über die Ehrlichkeit des Fremden, trug er mit diesem den Koffer in das kleine, niedere Schlafzimmer, welches er mit drei andern Commis teilen sollte. Er wusch sich die Thränen ab, und flugs ging's hinunter, um sich zur Arbeit zu stellen. Er mußte, als der jüngere, zuerst die niedrigsten Arbeiten thun, aber das kümmerte ihn nicht; er war frisch und fröhlich dabei, wie ein Fisch im Wasser. Seine rauhe Sprache, seine ländlichen Manieren bemerkte man kaum, so gewinnend war sein ganzes Wesen. Er selbst aber war demütig und ehrlich genug, seine Mängel zu fühlen, und das trieb ihn, früh und spät mit eisernem Fleiß zu arbeiten. Es dauerte nicht lange, da

besaß er Mr. Rays volles Vertrauen und die Liebe seiner Kollegen. —

Eines Morgens — er war etwa ein halbes Jahr im Geschäft gewesen — sah Georg ein kleines, heiteres Mägdlein an der Hand der Mutter in den Laden treten. Er blickte es an und das Kind ihn. „Wer ist das?“ fragte er den ihm zunächst stehenden Commis. „Die kennst du nicht?“ war die Antwort; „das ist die Frau unseres Prinzipals und sein Töchterlein Elisabeth.“ „Nun,“ rief Georg mit der ihm eigenen Bestimmtheit, „soll ich jemals heiraten, so muß dies Mägdlein meine Frau werden!“ Er wußte nicht, was er redete, der arme, unerfahrene Jüngling, und mußte sich von den Mitarbeitern wegen seiner verrückten Phantasterei derb auslachen lassen. Und doch war es mehr als Phantasterei, was er fühlte. Der Gedanke an Elisabeth wich nicht aus seinem Kopf und Herzen. Er wurde die Triebkraft, welche ihn zu feurigem Vorwärtsstreben stählte, ihn läuterte und reifte und in den Arbeiten und Nöten, die seiner harrten, als ein Hoffnungsstern voran leuchtete, bis der Traum seiner Jugend herrlich erfüllt ward.

Zunächst jedoch beging er einen kaufmännischen Fehler, welcher ihm leicht Leben und Ehre hätte kosten können. Er hatte nämlich der Frau des Lord C. in deren Wohnung verschiedene Zeuge vorgelegt, notierte das Gewünschte in seinem Buch, gab den Gesamtbetrag an und empfing die Bezahlung. Dann erst stellte er die Rechnung mit den einzelnen Posten aus, summierte aber in der Eile 5 Thaler zu viel und quittierte diese falsche Summe. Als nun die Dame die Rechnung nachsah, fand sie den Fehler und

meinte, sie hätte die 5 Thaler, welche zu viel auf der Rechnung standen, wirklich an Georg gezahlt und dieser hätte sie absichtlich betrügen wollen. Mit dem Papier in der Hand, trat sie in Mr. Rays Laden und beschuldigte Georg öffentlich des Diebstahls, welchem damals noch der Galgen drohte. Der Angegriffene blieb ruhig und erklärte, nur die richtige Summe erhalten zu haben. Er sagte, die Dame möchte von dem Gelde, was sie in ihrer Geldtasche bei sich getragen, alles das abziehen, was sie wirklich ausgegeben, dann würde der Rest seine Behauptung als wahr erweisen. Mr. Ray war damit vollständig zufrieden gestellt, Lady C. aber verließ zornig das Lokal. Abends indes erhielt Mr. Ray von ihr einen höflichen Brief, in welchem sie erklärte, sie habe, als sie ruhiger geworden, ihre Kasse nachgesehen und die Überzeugung gewonnen, daß die Aussagen des jungen Moore richtig seien. Georgs Ehre war also gerettet. Gleichwohl dünkte es ihn eine halbe Hölle, länger in den Räumen zu weilen, wo ihm ungerechter Weise solche Schmach widerfahren war. Als dennoch einige Kameraden ihn zum Bleiben überreden wollten, rief er aus: „Lieber Steine klopfen, als länger hinter dem Ladentische stehen!“ Mr. Ray selbst billigte den Entschluß Georgs und verschaffte ihm sogar einen Platz in dem damals größten Spitzengeschäft Londons bei Mr. Fisher in der Watlingstraße, auch einem Cumberländer. „Glück zu, junger Freund,“ lächelte Ray selbstzufrieden, „Sie erhalten bei Mr. Fisher einen Gehalt von 200 Thalern jährlich!“ Georg aber schrieb hocherfreut an seinen Vater: „Jetzt bin ich ein gemachter Mann!“ Das geschah am Anfang des Jahres 1826.

4. Ein Dummkopf und ein gemachter Mann.

Mr. Fisher war ganz anderer Meinung. Er sah klar die Lücken in Georgs Kenntnissen und Bildung und hatte ihn auch lieb genug, um ihm das offen zu sagen. Georg selbst hat dies vor einer großen Versammlung so erzählt: „Kaum war ich einige Wochen im Geschäft gewesen, da sagte mir Mr. Fisher frei heraus, er hätte schon manchen großen Dummkopf aus Cumberland gehabt, ich aber wäre der dümmste von allen. Dies Wort, samt dem noch schöneren Titel „cumberländischer Schafskopf", wiederholte er mehrere Monate zwei- bis dreimal jede Woche. Ich nahm die Grobheit hin, denn ich glaubte, daß er mir die Wahrheit sagte. Meine Selbstüberschätzung schwand, wie Nebel vor der Sonne, und meinem Dünkel ward in gründlichster Weise der Garaus gemacht. Das that wehe, aber ich hielt es für meine Pflicht, auszuharren und mich durch alle Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten. Niemand, sagte ich bei mir selbst, soll hinfort ein Recht haben, mich dumm zu nennen. Bis tief in die Nacht hinein, häufig über zwei Uhr hinaus, saß ich über meinen Büchern, und ich denke jener Nächte oftmals als der am besten angewandten Stunden meines Lebens." Das war eine Schule, saurer als die unter Amsel-Wilson in Bolton. Was ihn stark machte, aus ihr nicht fortzulaufen, war die Erkenntnis seiner Gebrechen und Elisabeth Ray. „Schließlich", so endete er, „empfing ich meinen Lohn".

Ehe das Jahr 1826 zu Ende ging, war er zum Hand-

lungsreisenden der berühmten Firma in der Watlingstraße ernannt, zuerst nur für London selbst, dann auch für Liverpool, Manchester und die ganze Gegend und endlich noch für Irland. Rasch stieg nun sein Stern empor. Mit Staunen sah Mr. Fisher die ganz außerordentlichen Erfolge seines neuen Reisenden. Noch niemand hatte so viel geleistet. Die Bestellungen wuchsen zusehends. „Kann der junge Mann zaubern?“ fragte man. Georgs Geheimmittel waren sehr einfach. Sie bestanden in der aufopferndsten Treue im Kleinen und Kleinsten, jener nicht genug zu preisenden Wurzel, woraus die größten Dinge hervorwachsen. Halbheit kannte sein Wesen nicht. Was er war und that, das war und that er ganz. Eine Minute Zeit zu vergeuden, erschien ihm Diebstahl vor Gott und Menschen. War er tagsüber von Haus zu Haus gerannt, dann fuhr er nachts mit der Post zur nächsten Stadt. Wochenlang schlief er nur auf dem Außenplatz der Postkutsche, aber er schlief gut und sanft. Bald ward er in der ganzen Handelswelt rühmlichst bekannt. In den Gasthöfen behandelten ihn Kellner und Genossen wie eine Art von Helden. Ein Reisender, welcher zum erstenmal Manchester besuchte, trat einmal in den großen Saal des dortigen Hotels zum Stern, als gerade ein Dutzend Kellner um den hastigen Georg herum liefen, um ihm beim Einpacken seiner Waren behilflich zu sein. „Wer ist denn dieser junge Mensch“, fragte der Ankömmling, „um den man so viel Aufhebens macht?“ „Das ist der Georg!“ war die kurze Antwort. „Der Georg? Wer ist denn dieser Georg?“ „Was?“ tönt es ihm entgegen, „Sie kennen den Napoleon von der Watlingstraße nicht?“ Der Fremdling

war der junge Georg Stockdale, derselbe, welcher später, wie ich noch erzählen werde, durch Georg Moore das Höchste auf Erden gefunden und als sein Bundesgenosse Siege mit ihm erfochten hat, welche besser sind, als die Napoleons.

Einer der bedeutendsten Erfolge Georgs war der, daß er die noch neue Firma Groucock & Copestake, welche dem Hause Fisher viel Abbruch that, aus dem Felde schlug. Groucock, welcher sein junges Geschäft nicht anders zu schützen wußte, suchte Georg Moore für sich zu gewinnen und bot ihm den unglaublichen Gehalt von 2500 Thalern jährlich, während er bei Fisher, wie wir wissen, nur 200 erhielt. Georgs Antwort war kurz. „Ich werde keiner andern Firma dienen, als der Fishers. Der einzige Grund, der mich bewegen könnte, meinen Prinzipal zu verlassen, ist der, daß ich Geschäfts-Teilnehmer in einem sicheren Hause würde.“ „Gut“, sagte Groucock zu dem 24jährigen Manne, „so sind Sie unser Compagnon, und die Firma wird künftig heißen: Groucock, Copestake & Moore!“ Das geschah im Juni 1830, also zu derselben Zeit, wo Georgs hoher Namensvetter, der alte, blinde, geisteskranke König Georg IV. starb, und Wilhelm IV. den englischen Thron bestieg. Die Zeit war eine sehr kritische und blieb es das ganze Jahrzehnt hindurch. Die Pariser Juli-Revolution von 1830 und die Losreißung Belgiens von Holland erregten ganz Europa. Im Innern Englands wogte es wie ein ungestümes Meer, denn es waren die Jahre, wo das Parlament umgestaltet, das Wahlrecht vielen kleinen Flecken genommen und größeren Städten, die es nicht besaßen, gegeben wurde. Da-

zu kam die Aufregung der Katholiken in Irland, die nicht nur von der Zahlung des Zehnten an die evangelische Geistlichkeit, sondern auch vom Londoner Parlament los sein wollten. Mitten in diesen Stürmen starb König Wilhelm IV., und es folgte ihm 1837 seine Nichte, die kaum 18jährige Königin Viktoria. Ein schweres Hungerjahr drückte das Land. Böse Verwicklungen mit Nordamerika drohten. Der Krieg mit China begann, und in Afghanistan wurde fast ein ganzes englisches Heer aufgerieben. Solche Zeiten waren für Handel und Wandel wenig günstig, am allerwenigsten für ein Spitzen-Geschäft, noch dazu für ein so junges, wie das von Groucock, Copestake & Moore, dessen Kraft nicht im Kapital, sondern nur im Eifer und in der Tüchtigkeit seiner Inhaber bestand. Waren-Vorräte, Immobilien und bares Geld der Firma betrugen erst 22500 Thaler; dazu legte Georg Moore noch 3300 Thaler ein. „2700 Thaler lieh mir mein ewig zu verehrender Vater, der dafür sein Gut verpfändete; das übrige war das Erbteil von meinem Großohm samt den Zinsen.“ Sollte das Geschäft emporkommen, so galt es, alle Kräfte Leibes und der Seele einzusetzen. Das hat Georg Moore denn auch in bewundernswürdigem Maße gethan.

Zehn Jahre war er Tag und Nacht auf Reisen, bald in England, Schottland und Irland, bald in Belgien und Nordfrankreich. Eine Wohnung besaß er in dieser Zeit nicht. Zwei Nächte die Woche etwa schlief er in einem Bett, sonst war die Postkutsche oder das Schiff sein Nachtlager, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht. „Ich hatte Löwenkräfte“, sagt Georg, „und arbeitete sechzehn

bis achtzehn Stunden des Tages.“ Sein rastloser Eifer ward von einer ebenso großen Gewandtheit und Menschenkenntnis und diese wieder von einem seltenen Mutterwitz unterstützt. Man erzählte sich bald manch lustiges Geschichtlein von seiner Kunst, auch die eigensinnigsten Köpfe, die nichts mit seiner Firma zu thun haben wollten, zu den willigsten Käufern zu machen. Den einen, welcher keine Leidenschaft hatte, als eine feine Prise Schnupftabak zu nehmen, angelte er dadurch, daß er ihm ganz wie gelegentlich aus der geschmackvollsten Dose den allerbesten Tabak bot und dann dem Lüsternen beides schenkte. Einem filzigen, aber eitlen Leinwandhändler in einer Provinzialstadt, welcher sein Wohlgefallen an Georgs elegantem Rock vom neusten Londoner Schnitt äußerte, verkaufte er diesen um einen Spottpreis vom Leibe weg. So kam es, daß Georg Moore noch einmal so viel Geschäfte abschloß, als jeder andere Reisende. Gefahren, die sich ihm entgegenstellten, verachtete er; denn unerschrockene Pflichterfüllung galt ihm mehr als das Leben. — Einmal hatte Georg beschlossen, von Plymouth aus nach Dublin, der Hauptstadt Irlands, zu schiffen. Es war Winter und spät abends. Ein gewaltiger Sturm peitschte die See. Lange konnte er keine Bootsleute finden, welche es gewagt hätten, ihn nach dem in einiger Entfernung vom Ufer liegenden Schiffe zu rudern. Aber fort wollte er, denn er mußte zur bestimmten Zeit in Dublin sein. Sein Mut weckte endlich den Mut einiger Matrosen. Die Koffer mit dem Spitzenvorrat wurden in das Boot getragen, welches trocken auf dem Strande lag. Ein Diener, größer und älter, als er selbst, mußte auf die Koffer achten, wurde

aber von Furcht so übermannt, daß er zitterte und bebte und seinen Herrn beschwor, Leben und Spitzen nicht dem sicheren Untergang preis zu geben. „So bleib du am Lande!“ rief Moore; „ich werde thun, was die Pflicht gebeut.“ Ruhig sprang er ins Boot und gab das Zeichen zur Abfahrt. Man band sich mit Stricken aneinander, um von den Wogen nicht weggespült zu werden. Dann wurde das Boot durch die Brandung hindurch in See gelassen, und vorwärts ging's durch die Wogen. Länger als eine Stunde mußten die Fahrleute mit dem wütenden Element kämpfen, bis sie das große Schiff erreichten. —

Nur zu Weihnachten mochte Georg nicht auf Reisen sein. Das Fest war ihm das liebste von allen, seitdem es in Wigton ihn aus dem sicheren Verderben gerettet hatte. An diesem Tage wollte er ruhen vom Sturm und Strudel der Geschäfte und im Kreise treuer Herzensfreunde zu neuer Arbeit Kraft sammeln. Vor allem aber suchte er dann Elisabeth Ray zu sehen, war's auch nur für einen Augenblick; denn sie war und blieb das Ziel seiner Wünsche. „Ich glaube“, so lauten seine Worte, „ich würde die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, welche sich mir in den Weg stellten, niemals überwunden haben, hätte sie mich nicht mit höherem Mut beseelt. Ihr Bild begleitete mich, wenn ich am Tage meinem Geschäft nachlief, und wenn ich des Nachts oben auf der Postkutsche über Land fuhr!“

Ein ebenso thätiger und umsichtiger Reisender, wie Georg Moore, war Mr. Groucock, während der dritte Compagnon, Mr. Copestake, das Warenlager und Rechnungswesen ganz vorzüglich leitete. Kein Wunder also,

daß die Firma trotz der Ungunst der Zeiten in überraschender Weise wuchs und überall das größte Ansehen genoß. Waren Groucock und Moore selbst anfangs die beiden einzigen Reisenden, so mußte das Geschäft nach und nach 27 anstellen: 10 für London, 17 für die Provinzen. In den bedeutendsten Städten, wie in Manchester, Liverpool, Birmingham, Plymouth, Bristol, Brighton, Edinburg u. s. w., wurden Spitzen-Niederlagen, in Glasgow, Dublin und namentlich Paris eigentliche Filiale errichtet. Das zuerst winzige und fast versteckte Geschäftslokal wurde 1835 nach Bowchurchyard, also in den Mittelpunkt der Stadt, verlegt.

Unterdessen war Elisabeth Ray, die kleine Rosenknospe, zur anmutigen Jungfrau erblüht. Georg warb 1835 mit pochendem Herzen um ihre Hand und erhielt — — einen Korb. Das ging wie ein Schwert durch sein Herz, brachte ihn aber nicht zum schwächlichen Seufzen, noch weniger zum Verzagen, sondern feuerte ihn an, noch einmal fünf Jahre lang jene ungewöhnliche Energie in seinem Berufe zu entfalten, von der ich schon erzählt habe. Dann wagte er aufs neue, Elisabeth zu bitten, die Seine zu werden. Überwunden von der Treue und Liebe Georgs, sprach sie nun ihr volles, freudiges Ja, und der alte Vater Ray war herzlich gern damit zufrieden. „Mit Weh im Herzen," sagt Georg, „habe ich länger um meine Elisabeth gedient, als Jakob um Rahel." Im August 1840 führte er sein Kleinod zum Traualtar. Jetzt durfte sich Georg doch einen „gemachten Mann" nennen? Die Antwort enthält das folgende Kapitel.

5. Noch nicht am Ziele.

Georg Moore besaß alles, was er seit den Knabenjahren so heiß und rastlos erstrebt hatte. Das Geschäft war fest gegründet und warf einen ansehnlichen Gewinn ab, welcher sich von Jahr zu Jahr mehrte. Der Name Georg Moore hatte den besten Klang unter seinen Standesgenossen und glänzte vor aller Welt in makelloser Reinheit. Der Stern seiner Jugend durchleuchtete und durchwärmte als „Hauses Sonne, Mannes Wonne" das neugegründete Heim. Es lag fern von den Geschäftsgebäuden im stolzen Westend von London an der Oxforder Terrasse, nahe an dem herrlichen Hyde-Park mit dem langgestreckten, seeähnlichen und aus der Themse gespeisten Serpentin, worin Georg als armer Commis oft früh morgens ein freies Bad genommen und seine Arbeitskraft für den Tag gestählt hatte. Dazu konnte der Glückliche mit heiterem Gemüt genießen, was er sein nannte; denn er stellte den beschwerlichen Wanderstab in den Winkel und sandte tüchtige Gehilfen, welche sein sicherer Blick sich erkor, an seiner Statt durchs Land, während er selbst nur die Zügel in der Hand behielt. Abends nach gethaner Arbeit hatte er nicht mehr die fremden Gasthauswände mit den wechselnden Gesichtern um sich; an der Seite seiner Elisabeth empfing er am eigenen Herde einen auserlesenen Kreis guter Freunde, wahr und warm, wie er selbst. Aber mitten in diesem Glück war etwas in ihm, was ihm

sagte: „Noch nicht ganz glücklich!“ Man sah das seiner glatten Stirn nicht an, und er selbst mochte durch diese Stimme weder den Genuß an der Arbeit, noch an fröhlicher Erholung sich vergällen lassen, sondern fragte frisch: „Herz, was fehlt dir noch?“ „Es fehlt dir etwas!“ war die stille, stete Antwort.

Er fing an, regelmäßig die Gottesdienste zu besuchen, was auf den Reisen nach seiner Meinung unmöglich gewesen war. Auch legte er wieder die Hände zum Gebet ineinander, an dessen Erhörung, wie wir schon wissen, er zwar niemals gezweifelt, dessen Kraft er aber wenig gespürt hatte. „Während meiner Wanderjahre,“ gesteht er, „fand ich den Tag über keine Zeit zur Selbstbesinnung; abends sank ich müde und schon halb im Schlaf in mein Bette, ohne Gottes Segen zu erbitten.“ Auch die Bibel las er, und zwar mit jener Hast, welche sein ganzes Wesen kennzeichnete. Als er 1844 eine Erholungs- und Geschäftsreise nach Nordamerika machte, hatte er während der Seefahrt sich eine Tagesordnung festgesetzt, worin es heißt: „Bis zum Frühstück auf dem Verdeck spazieren gehen, gleich nach dem Frühstück wenigstens sechs Kapitel in der Bibel lesen“ u. s. w. Aber das alles füllte die innere Leere, welche sich allgemach spürbarer machte, nicht aus; denn sein Kirchengehen, Beten und Bibellesen war noch nicht vom belebenden Odem Gottes durchhaucht. Niemand hätte es geglaubt, und doch war es so: der glückliche Georg Moore war nicht glücklich! „Ich hatte keinen Frieden“, so lauten seine eigenen Worte, „und fand wenig Freude im Leben, außer wenn ich mich durch Aufregungen betäubte.“

Der treue Gott, welcher ihn bis dahin gesegnet hatte, wollte noch größeren Segen in seinen Schoß schütten und entriß ihm darum die Betäubungsmittel. Georg Moores eisenfeste Gesundheit bekam plötzlich einen Stoß. Das ging ganz natürlich zu, und doch war Gottes Hand im Spiele. Bis dahin bei Tage und oft auch bei Nacht unter freiem Himmel und in unaufhörlicher Bewegung, saß er jetzt von früh bis spät im Kontor an seinem Pult und mußte die dumpfe Stadt- und Stubenluft atmen. Das taugte nicht für seinen Körper. Er bekam stechende Kopfschmerzen, litt an Schlaflosigkeit, ward gereizt und trübe gestimmt. Der Arzt, den er zu Rate zog, sagte: „Sie haben die Citykrankheit. Ihr Gehirn arbeitet zu viel und ihr Körper zu wenig. Da hilft keine Arzenei! Aber können Sie reiten?" „Seit ich als Junge," war die Antwort, „auf meines Vaters halbblinder Stute ohne Sattel hinter der Jagdmeute hertrabte, habe ich nicht wieder auf einem Pferde gesessen." „Dann", sagte der Arzt, „gehen Sie an die See nach Brighton und galoppieren dort auf den Sanddünen hinter den Hasen her!" Das geschah, und als er vier Wochen sich geübt hatte, meinte er ein so vortrefflicher Reiter zu sein, daß er an einer Fuchsjagd teilnehmen könnte. Denn wie er alles, was er that, ganz that, so wollte er auch ein ganzer Reiter sein und hielt es unter Manneswürde, auch in diesem Stück ein Stümper zu bleiben. Die Jagd fand vierzig Meilen von London statt bei dem alten Oberst Conyer. Die Gesellschaft ritt fröhlich durch den Sonnenschein, in welchem die scharlachroten Jacken, die weißen, ledernen Kniehosen, die hohen schwarzen Lackstiefel prächtig glänzten. Da ward ein Fuchs

gespürt. „Frisch auf! Frisch auf!“ erscholl es, und dahin sausten sie. Ein breiter Graben und dahinter ein morsches Geländer kamen in die Quere. Moore sprang zu kurz und fiel samt dem Pferde in das sumpfige Wasser. Kaum hervorgezogen, schwang er sich, ob auch mit schwarz gefärbter Jacke und Hose, aufs Pferd, spornte es, kam glücklich hinüber und galoppierte vorwärts. Das Rößlein war kein guter Springer; kamen Hecken, so suchte es lieber den Weg hindurch als hinüber; aber Gräben und Mauern mußten doch im Sprunge überwunden werden. Moore flog gewöhnlich über den Kopf des Pferdes hinweg. Doch wie oft sich das wiederholte, furchtlos ritt er weiter. Siebenmal ist er bei dieser Jagd gestürzt. Das eine Mal lag er, das andere Mal das Pferd und das dritte Mal lagen beide am Boden. Als der sattelfeste Oberst das blutige Gesicht und die zerrissenen und beschmutzten Kleider Moores sah, sagte er: „Junger Freund, Sie besitzen mehr Kühnheit, als Klugheit. Gehen Sie nach Hause, ehe Sie den Hals gebrochen haben.“ Auch das entmutigte Georg nicht; vielmehr nahm dieser erste, kühn zu Ende geführte Versuch ihm alle Furcht. Sein Mietpferd freilich bestieg er nicht wieder, sondern kaufte sich eine gelenke, sechsjährige Stute. Auf dieser erzwang er sich bald, wie wir noch hören werden, bei den Jagden des Lord Lonsdale vollste Anerkennung.

Mit demselben ungestümen Eifer, womit Moore auf die Hebung seines Geschäftes und die Wiederherstellung seines leiblichen Wohlbefindens bedacht war, wirkte er für das Wohl armer, verlassener Menschen. Hatte er hier geholfen, gleich war er anderswo mit einem neuen Liebes-

werke beschäftigt. Seine Freunde nannten diese Arbeiten Sicherheits-Ventile; denn wie durch diese die allzu große Dampfkraft eines verschlossenen Gefäßes einen Ausweg sucht, so fand Moore in der kräftigen Fürsorge für andere eine Erleichterung seines von Thatenlust übervollen Herzens. Er meinte, im Gutesthun die Befriedigung für sein Gemüt erringen zu können, welche alle irdischen Glücksgüter ihm nicht boten. So ward denn sein Haus von Bittenden nicht leer. Eines Tages erschien ein alter, herunter gekommener Mann, dessen rotblaues Gesicht sofort den Trunkenbold verkündete. Es war M e s s e n g e r, der frühere Lehrherr von Wigton. Georg hat ihn versorgt, bis der Unglückliche starb. Ein andermal meldete sich ein jüngerer Mann, dessen ganze Erscheinung wo möglich noch jämmerlicher war. Georgs scharfes Auge entdeckte in ihm auf den ersten Blick jenen boshaften Commis, welcher ihm sein Leben in Messengers Laden zur Folterkammer gemacht hatte. Ohne ein Wort des Vorwurfs nahm er sich seiner an. Es war ihm eine Genugthuung, feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes zu sammeln. Solche einzelne Hilfsleistungen konnten den Wohlthätigkeitsdrang Georgs nicht stillen; er wollte ganze Klassen Notleidender mit seinen rettenden Armen umfassen. Schon seit Jahren bestand in London ein Wohlthätigkeitsverein für solche Cumberländer, welchen in der ungeheuren Stadt Hilfe not that. Ihm wandte Moore seine thätige Liebe zuerst zu. Insbesondere setzte er, seiner eigenen Geschichte gedenkend, seine ganze persönliche Kraft daran, stellenlose Jünglinge in sicheren Häusern unterzubringen. Selbst große Gaben spendend, lief er bei den reichen Cumberländern

umher, um ein Stiftungs-Kapital für den Verein zu sammeln. „Leeren Sie", sagte er bei einem Festmahl der Vereinsglieder, „den Becher unverfälschter Menschenliebe, jenen eigentümlichen Trank, welcher den Durst immer heilsamer anregt! Je mehr unsre, der Reichen, Unternehmungen mit Erfolg gekrönt werden, um so größer wird unsere Verantwortlichkeit. Der Besitz hat nicht nur seine Rechte, er hat auch seine Verpflichtungen, und das ganz insbesondere gegen unsre weniger glücklichen Mitmenschen. Lassen Sie sich dieses freundliche Wort von mir gefallen, und beherzigen Sie noch meine letzte Mahnung: Es ist besser, wenn man durch milde Gaben hier auf Erden, als durch schlechte Handlungen in jener Welt bankrott wird!" So sprach Georg Moore. Thomas aber, sein ältester Bruder, der Staatsmann von Mealsgate, welcher davon hörte, rief erschreckt: „Georg wird sicherlich Bankrott machen! Ja, sage ich, er wird Bankrott machen und dann der Armenkasse zur Last fallen!"

Als armer Geschäfts-Reisender war Georg Moore von Cumberland ausgezogen. Die Cumberländer waren darum seine erste und die Schulen für Handlungs-Reisende seine andere Liebe. „Ich habe große Achtung," sagt er, „und noch größeres Mitgefühl mit den Genossen meiner früheren Kämpfe; denn ich kenne die Gefahren, Versuchungen und Leiden, durch welche sie hindurch müssen. Nur selten daheim, sind sie im Sommer der Hitze, im Winter allem Unwetter ausgesetzt. Sie können wenig er sparen, weil sie meist schlecht bezahlt sind. Was wird dann, wenn sie sterben, aus ihren Kindern?" Im Verein mit anderen Männern schuf er ihnen eine Heimstätte.

Im Juni 1847 wurden die ersten zwanzig Knaben und Mädchen aufgenommen; zwei Jahre später waren es schon 72. Moore hielt es für nötig, ein neues, größeres Gebäude zu errichten, und bettelte unermüdlich in der reichen Kaufmannschaft für diesen Zweck, nachdem er selbst jährlich eine bedeutende Summe beigesteuert hatte. Bei der Jahresfeier 1850 sagte er als Schatzmeister des Vereins: „Mindestens 75000 Thaler sind noch erforderlich. Nur der zehnte Teil der Kaufleute in Großbritannien und Irland hat bis jetzt einen jährlichen Beitrag gezeichnet. Schreiben Sie allen übrigen Kaufherren: Ich, Ihr Schatzmeister, fühlte als früherer Handlungsreisender mich sehr gedemütigt. Eine kaum nennenswerte Sparsamkeit jedes einzelnen würde uns in den Stand setzen, alle Waisen der verstorbenen Berufsgenossen zu erziehen und das Herz der Witwen mit Freude zu füllen." Er ruhte nicht, bis die geplante Anstalt, wie wir später sehen werden, in herrlichster Blüte dastand.

Mit solchem immer wachsenden Durste trank Moore aus dem „Becher unverfälschter Menschenliebe." Aber die Leere, welche er in seinem innersten Wesen fühlte, wurde auch dadurch nicht ausgefüllt. Nein, sie wuchs und wurde von Jahr zu Jahr peinlicher. Das konnte auch nicht anders sein; denn er hatte noch nicht aus dem Urborn der Liebe getrunken. „Ich besaß," sagte er, „nur ein geringes Maß von oberflächlicher Religion. Meine Werke waren größer als mein Glaube. Ich hatte für meine vielen Glücksgüter Gott niemals wahrhaft gedankt!"

6. Der Entscheidungskampf.

Während Moore sich in dieser Seelenstimmung befand, wurde der Bruder seiner Elisabeth plötzlich vom Tode dahingerafft. „Das war ein herber Schlag," erzählt Georg. „Ich fühlte einen Stachel im Gewissen; denn wohl sah ich: Mitten im Leben sind wir mit dem Tod umfangen, aber der Geist Gottes war nicht in mir, und ich hatte keinen Frieden in meiner Seele. Doch", so setzt er dankbar hinzu, „Gott rang mit mir und sandte schwere Trübsale über mich." Zunächst ward er selbst 1850 so krank, daß er alle Hoffnung aufgab. Kaum war er genesen und in alter Weise für das Geschäft und das Wohl Hilfsbedürftiger wieder thätig, da brach sein treuer Geschäftsgenosse, Mr. Groucock, zusammen. Der unheilbar Hinsiechende richtete alle seine Gedanken auf Gott und die Ewigkeit und zog auch seinen Freund Georg in stillen Gesprächen mit hinein. Als dritter saß beider Freund, Mr. Hitchcock, bei ihnen, welcher zu Georg einmal geradeaus sagte: er möchte, überladen von den Sorgen dieses Lebens und seinen großen Unternehmungen, das Heil seiner Seele nicht vernachlässigen; denn was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Von dem an schlug Moore seine Augen mit derselben Klarheit und Wahrheit in sich, womit er bis dahin die Dinge der Welt betrachtet hatte. Wiewohl er seit jener Christnacht in Wigton ein tadelloses, unbeflecktes Leben

geführt hatte, so stand ihm auf einmal von allem Gewissen auf Erden die Verderbtheit seines Herzens als das Gewissseste fest. Tief schmerzlich fühlte er nun, daß er in der h. Schrift nicht zuhause war, weil er nicht von Kind auf sie gelernt hatte. Aber was ihm von seiner Jugend her stets geblieben war, das umklammerte er jetzt als den Anker seiner Hoffnung: den Glauben an die Erhörung des Gebets. Brünstig flehte er zu Gott um Versöhnung und Ruhe im Gewissen. „Wie sehne ich mich danach", schrieb er, „der Vergebung der Sünden mich so getrösten zu können, wie sie uns das Bibelwort zusichert: Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben. Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Und in dem andern: Das ist je gewißlich wahr und ein teuer, wertes Wort, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen." „Ich fange an zu merken," gesteht er bald darauf, „daß die Welt mit ihren Freuden Thorheit und Eitelkeit ist. O möchte ich doch auch fühlen, daß ich durch die enge Pforte eingegangen wäre und auf dem schmalen Wege wandelte, welcher zum ewigen Leben führt! Ich weiß, was die Welt bieten und was sie nicht bieten kann. Den Frieden Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft, kann sie weder geben noch nehmen. Ein verwundetes Gewissen, wie das meine, kann sie nicht heilen, noch mich getrost machen, wenn es dem Tod entgegen geht. Ich liege in einem beständigen Kampf zwischen Gewissen und Neigung, zwischen dem Verlangen, das Rechte zu thun, und den Reizungen zum Bösen. Ich werde hin und her getrieben wie eine Wasserwelle, bin arm, schwach,

einfältig. Wenn ich zum wahrhaften Glauben an Jesum durchdringen könnte, würde ich weiser und stärker sein und aus der Fülle der Gnade schöpfen.“ Er betete aufrichtig um diesen Glauben und die Geburt von oben her; aber wie so manche ringende Gemüter, wünschte er Zeichen und Wunder zu sehen, das Wort vergessend: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. „Während der letzten zwei Jahre“, erzählt er, „habe ich ernstlich zu Gott gefleht, plötzlich mein Herz umzuwandeln; aber die plötzliche Wandelung kommt nicht. Ich lese und höre von Männern, welche ihren Willen Gott ganz hingegeben haben und in lebendiger Gemeinschaft mit ihm stehen. So ist's mit mir nicht. Oftmals denke ich, mein Ringen und Beten sei unnütz.“ Von Gewissensnot geweckt, stand er nachts von seinem Bette auf und kniete nieder zum Gebet. Häufig war's ihm, als hätte Gott sein Angesicht vor ihm verborgen. Er suchte mit Thränen Buße, und Gott schien ihm nicht zu antworten. „Er hat gesagt,“ schrieb er: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; aber ich finde keine Erquickung, keinen Frieden für meine Seele. Dennoch muß ich ausharren; denn Gott ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit.“

Der Herr läßt es den Aufrichtigen gelingen, und wer ausharret, wird gekrönt. Es ward lichter in Moores Geiste. Er verlangte nicht mehr nach sichtbaren und greifbaren Zeichen. Er glaubte und hoffte. Seitdem kehrte der Friede Gottes bei ihm ein. „Es steht bei mir fest, künftig mein Gemüt nicht mehr mit dem Verlangen nach außerordentlichen Eindrücken und Zeichen als Beweisen

der neuen Geburt zu quälen. Ich glaube an das Evangelium. Ich habe den Herrn Jesum Christum lieb. Ich verlasse mich auf die Verheißung: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

So hatte der Kaufmann, welcher gute Perlen suchte, die eine köstliche Perle gefunden. Er umfaßte sie mit immer tieferem Verständnis und pries sie allen an, welche sie noch nicht besaßen, ob reich oder arm. Viel weniger als seines irdischen Reichtums, hat der tapfere Mann sich jemals seines geistlichen, himmlischen Reichtums geschämt: des Evangeliums und seines Heilandes Jesu Christi. Einmal speiste er mit vielen anderen Gästen bei einem Geschäftsfreunde zu Mittag. Während Nachbar mit Nachbar sich unterhielt, fragte einer der Geladenen mit lauter, sich vordrängender Stimme: „Sicherlich hegt doch keiner von den Anwesenden so veraltete Ansichten, daß er noch an die göttliche Eingebung der h. Schrift glaubt?" Sofort rief Moore über den Tisch herüber: „Ja, ich glaube daran, und ich würde mich gründlich schämen, wenn es nicht so wäre!" Tiefe Stille folgte diesem Bekenntnis. Als die Tafel aufgehoben war, fragte der Ungläubige eine Dame: „Können Sie mir nicht sagen, wer jener Herr ist, der mir so fest antwortete?" „O ja," lautete der Bescheid, „das ist mein Mann, Georg Moore." „Nun", sagte der Fremde, „so muß ich Ihnen gestehen, daß mir ein religiöses Bekenntnis niemals solchen Respekt abgezwungen hat, wie dieses."

Auch philosophischen Zweiflern gegenüber stand Moores

Glaube da wie ein Felsen. „Meine Theologie," sagt er, „ist auch nicht aufs leiseste angeweht von dem Gifthauch des Rationalismus." Trat ihm, wie es öfters geschah, der Unglaube unter der Maske der Wissenschaft entgegen, so machte sich sein Unwille in kräftigen Worten Luft, eingedenk der paulinischen Mahnung: Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre. (Kol. 2, 8.) „Stolze Philosophen", schreibt er, „blähen sich auf unter uns und wollen uns lehren, es sei nutzlos, zu Gott zu beten; denn er könne und wolle die Naturgesetze nicht ändern. In meinen Augen sind solche Philosophen reine Gotteslästerer."

Tief eingetaucht in die ewige Liebe, ward das schon von Natur frische, fröhliche Gemüt Moores nun mit jenem Frieden und mit jener wunderbaren Freude erfüllt, welche niemals von uns genommen werden kann. „Kaum giebt es einen größeren Irrtum", sagt er, „als dem Evangelium Düsterheit anzudichten. Die Wege der Weisheit sind voll Freundlichkeit, und alle ihre Pfade sind Friede." Bei diesem guten Bekenntnis ist er auch in den Tagen der Trübsal geblieben. „Wie oft habe ich erfahren," so rühmt er, „daß eine scheinbare Widerwärtigkeit weit höhere Seligkeit wirkt, als das größte Glück. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten!"

---

7. Nach dem vollen Siege der volle Segen.

„Mir ist viel vergeben; darum will und muß ich viel lieben!“ schrieb Moore in sein Tagebuch. Was er gelobte, hat er gehalten. Die Segensströme, welche sich von oben herab auf ihn ergossen, hat er durchs ganze Land weiter geleitet. Sein Geschäft war in solchem Maße gediehen, daß die alten Räume viel zu enge wurden. Er kaufte daher eine ganze Häuserreihe hinter seinem Warenlager. Zu diesen Häusern gehörte auch die Stätte, wo 1608 John Milton geboren war, nächst Shakespeare der größte Dichter Englands. Dieser seltene Mann hat, schon über 50 Jahre alt und längst völlig erblindet, sein großartiges Gedicht „Das verlorene Paradies“ geschaffen, in welchem er den Kampf der Finsternis und des Lichtes, der Sünde und der Gnade in so greifbaren Gestalten schildert, daß man die geistigen Vorgänge mit Augen zu sehen und mit den Händen zu fassen meint. Was Milton gesungen, hat Moore in seinem Kreise auszuführen gesucht. Von dem Augenblick an, wo ihn der erste Strahl der Gnade durchleuchtete, bis dahin, wo man ihm die Augen zudrückte, hat er mit den Waffen der Liebe und des Erbarmens gegen die finsteren Mächte der Sünde und des Elendes ritterlich und siegreich gerungen. Gold und Geld, diese oft so verführerischen Freunde, mußten ihm als Hilfstruppen dienen. „Die Reichtümer, welche Gott mir gegeben hat,“ sagt er, „können, wenn ich sie recht

gebrauche, für viele ein Segen werden. Falscher Gebrauch würde sie für mich zum Fluch und zur Schlinge machen."

Moores erste Fürsorge galt, wie es natürlich war, den eigenen Hausgenossen, Knechten, Mägden, Lehrburschen, Kommis und Ladenmädchen, deren weit über 300 waren und deren Gesamtzahl später auf nahezu 800 stieg. In ihnen sah er die Hände, durch welche sein Reichtum miterworben war und sein häusliches Leben behaglich gemacht wurde. „Wehe dir, o mein Haus," ruft er einmal, „wenn dein Herr und deine Herrin je ihrer Pflicht vergäßen, und wenn die, welche darin herrschen, nicht für die sorgen, welche dienen!" Wie er selbst jeden Tag mit Gebet und Vertiefung in Gottes Wort begann, so wollte er allen, die unter ihm arbeiteten, wenigstens die Gelegenheit bieten, aus derselben Segensquelle zu schöpfen. „Es ist mein sehnlicher Wunsch", sagt er, „daß sie alle ihr Seelenheil bedenken möchten. Ich kann sie nicht treiben; aber ich will alles thun, um sie zu leiten. Ich bin auch einst jung und bedürftig gewesen und würde niemals der geworden sein, welcher ich heute bin, wenn Gott meine Arbeit nicht gesegnet hätte." Er richtete darum für alle Glieder des großen Hauswesens tägliche Morgenandachten ein und berief zu diesem Zweck einen Geistlichen und einen Stadtmissionar, welche er beide besoldete. Der Besuch dieses kurzen Hausgottesdienstes war ein freiwilliger. „Ich will und darf", sagte er, „die jungen Leute nicht zum Heucheln verleiten. Sie müssen selbst Hunger und Durst nach dem Worte Gottes fühlen." Seltsamerweise waren die jungen Männer anfangs weit begieriger nach diesen Morgenandachten, als der weibliche Teil der An-

gestellten. Durch sein persönliches Vorbild, durch seine ungemeine Leutseligkeit und väterliche Art gegen alle Untergebenen brachte Moore es mit der Zeit dahin, daß die Morgenandachten allen Leuten seines Geschäftes so unentbehrlich wurden wie das tägliche Brot und auch Kommis aus anderen Häusern um die Erlaubnis baten, ihnen beiwohnen zu dürfen. Eine reiche Frucht ist aus diesen Andachten erwachsen. „Zwischen uns, den Herren des Geschäftes“, erzählt Moore, „und unsern Mitarbeitern besteht eine gegenseitige Achtüng und Liebe, welche der ganzen Handelswelt, das darf ich ohne Selbstruhm sagen, als Beispiel dienen könnte. Unehrlichkeit und Trunkenheit kommt bei uns kaum vor. Alle besuchen regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst, und im ganzen Hause herrscht ein durchaus sittlicher Ton.“ Eine nicht geringe Zahl der Ladendiener ist durch die täglichen Andachten angeregt worden, mit Moores freigebiger Unterstützung Theologie zu studieren und als Seelsorger unter dem verlornen Volk zu wirken oder als Friedensboten in die Heidenwelt auszugehen. Andere sind als tüchtige Geschäftsleute der Mittelpunkt ähnlicher Kreise geworden, wie der, welchen Moore um sich gebildet hatte. Aus Edinburgh, der Hauptstadt Schottlands, schrieb einer von diesen: „Es ist mein Ziel, auf meinem kleinen Arbeitsfelde und mit meinen geringen Mitteln Ihrem Vorbilde nachzuleben. Ich möchte lieber ein zweiter Georg Moore werden, als ein Herzog sein.“

Hatte Moore im eigenen Hause seine Geschäfts- und Liebesarbeit gethan, dann wanderte er draußen umher, um Hilfe zu bringen, wo Hilfe not war. Vor allem be-

hielt er die schon früher gegründete Heimstätte und Schule für die Kinder verstorbener Handlungsreisenden im Auge. Seiner Freigebigkeit und seinen mutigen Bettelgängen bei den Reichen war es besonders zu danken, daß 125 000 Thaler zusammenkamen, um ein neues, zweckmäßiges Gebäude mit Gartenanlagen außerhalb Londons zu errichten. Am 27. Oktober 1855 wurde dasselbe feierlich eingeweiht. Zweihundert Knaben und Mädchen hielten an diesem Tage ihren Einzug in die neuen Räume. Manche liebe Stunde hat der kindlich frohe Mann im Kreise dieser Kinder verlebt. Eine besondere Erquickung war es ihm, an den Prüfungstagen den abgehenden Zöglingen ein gutes Wort fürs Leben mitzugeben. Meist erzählte er von seiner Jugendzeit, seinem Ringen und Kämpfen und seinen Erfolgen; er schilderte lebhaft, wie ihm der Dünkel ausgetrieben, wie er zur gebührenden Bescheidenheit und Demut, aber auch zu der größten Pünktlichkeit in der Pflichterfüllung geführt sei. „Ehrlich währt am längsten,“ schloß er einmal; „denket nicht bloß an eure irdischen Herren, sondern vornehmlich an Gott im Himmel, vor welchem ihr nichts verbergen könnt. Ihn habt vor Augen in den Stunden der Versuchung!“ Bei der Jahresfeier 1863 berichtete Moore mit großer Freude: „Bis jetzt sind 285 Knaben aus der Anstalt abgegangen, und nur einer von diesen ist auf schlechte Wege geraten. Alle übrigen sind nicht nur dem Verderben entrissen, sondern versprechen, tüchtige Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden.“

Auch sonst nahm sich Moore in allerlei Weise der werdenden Kaufleute an. Die Zahl der Jünglinge ist

gar nicht zu nennen, denen er auf ihr Ansuchen gute Stellen verschafft, sie an seinen Tisch geladen, mit seinem Rat und Beistand unterstützt, mit seinen Augen geleitet, mit seiner Liebe erfreut und so mit dem besten Schilde wider die Gefahren der Weltstadt ausgerüstet hat. „Niemals“, sagt er, „werde ich die Brücke vergessen, welche mich aus meinem früheren Stand in den jetzigen herübergetragen hat.“

Dieselbe Erinnerung trieb ihn noch zu andern Liebeswerken. Um die Schulen seiner Heimat Cumberland stand es fast noch so jämmerlich, wie in seinen Knabenjahren. Als er sich einmal zur Erholung dort aufhielt, fand er zu seinem tiefsten Schmerze, daß von den drei Lehrern im heimatlichen Kirchspiele Bolton zwei unverbesserliche Säufer waren; der dritte, früher ein rechtschaffener Bergmann, hatte beim Sturz in einen Schacht ein Bein verloren und nur deshalb die Schulstelle erhalten. Ähnlich stand es in der ganzen Grafschaft. Dazu waren die Schulhäuser meist dunkle, dumpfe, ungesunde Gebäude. Mit jener unermüdlichen Thatkraft, womit er seinen Spitzenhandel emporgebracht hatte, warf sich Moore auf die Verbesserung des Schulwesens in Cumberland. Hindernisse auf Hindernisse stellten sich ihm in den Weg, das eine Mal der Geiz der Bauern, ein anderes Mal ihr zähes Kleben am hergebrachten Schlendrian, und was das Schlimmste war, ein unverständiges Mißtrauen gegen Moores Absichten. Am liebsten hätte dieser rein aus seiner Tasche ein paar Schulhäuser gebaut und neue, bessere Lehrer angestellt; aber er wußte nur zu gut, daß, wenn es gründlich und im großen und ganzen besser werden

sollte, das Volk selbst aus seinem Schlaf aufgerüttelt und mit Verständnis und Liebe für das Schulwesen erfüllt werden müßte. Darum suchte er mit jener Emsigkeit, womit die Biene Honig sucht, Bundesgenossen in der Landbevölkerung und im Lehrerstande selbst. Und was er beharrlich gesucht, hat er reichlich gefunden. Eine ganze Reihe neuer, luftiger Schulhäuser entstand. Etliche noch einigermaßen strebsame Lehrer bewog er zu öffentlichen Prüfungen ihrer Schüler und teilte Preise für die Fleißigen und Sittsamen aus. Dann brachte er es dahin, daß ein ganzer, großer Kreis von Schulen jährlich eine gemeinsame Prüfung, gleichsam eine Wettprüfung, abhielt, und zwar im Dörflein Allhallows oder Allerheiligen nahe bei Mealsgate, auf welcher er ebenfalls Preise verteilte. Und da Kinder und reife Leute sich nun einmal freuen wollen, so schloß er die Prüfungen mit heiteren, angemessenen Volksfesten auf grünem Rasen und unter blauem Himmel, wobei er sich bald unter den Jungen und Mädchen, bald unter den alten Bauern so fröhlich und ungezwungen bewegte, als wäre er selbst einer von ihnen. Das alles weckte und nährte in den Verständigen den Eifer für die Hebung der Volksschulen und zog nach und nach auch die Trägeren mit in die Bewegung hinein. Schon nach einem Jahrzehnt beharrlicher Arbeit auf diesem Gebiete konnte das Werk als gelungen betrachtet und von Moore in die Hände eines besonderen Vereins niedergelegt werden. Bei der letzten großen Wettprüfung, welche Moore unter seinem Vorsitz abhielt, überreichten ihm sämtliche Lehrer eine saubere Dank- und Abschieds-Adresse. Er sagte ihnen: „Niemand ist ein guter Volkslehrer,

welcher nicht etwas vom Missionar in sich spürt. Jeder Lehrer muß in reichem Maße vom Geist des Herrn getrieben werden, welcher umhergegangen ist und hat wohlgethan. Bloß weltlicher Unterricht bildet nicht. Es giebt keine wahre Erziehung ohne Religions-Unterricht; und dieser Religionsunterricht muß auf Glaubenssätzen im höchsten und reinsten Sinne des Worts gegründet sein. Es ist zwar auch Ihre Aufgabe, in den Kopf der Kinder allerlei gute Kenntnisse zu bringen; aber mich beseelt die Überzeugung, daß Schulkenntnisse ohne belebenden Religions-Unterricht ein trügerischer Gewinn sind."

Auch den mittleren und höheren Schulunterricht hat Moore rastlos zu fördern und zu durchgeisten gestrebt. Wie tägliche Nahrung aus Gottes Wort ihm selbst Lebensbedürfnis war, so bestand er darauf, daß jede Schule, deren Wohlthäter und Vorstand er war — und deren waren viele —, tägliches Bibellesen in ihren Lehrplan aufnahm. Ende 1865 ging man mit dem Gedanken um, in und bei London eine Anzahl von Mittelschulen zu gründen. Sofort versprach Moore 5000 Thaler, wenn morgens und abends ein Bibelabschnitt gelesen und die Knaben im Examen auch in der h. Schrift geprüft würden. Als man nun in einer Vorstandssitzung mancherlei für und wider den Religions-Unterricht gesprochen hatte, rief der Sekretär Tite: „An den Galgen mit der Theologie! Lassen Sie uns das Werk beginnen." Als Moore diese Worte in der Zeitung las, gab er die Erklärung ab, er werde keinen Cent von der versprochenen Summe zahlen. Und an Mr. Tite schrieb er: „Unterricht ohne bestimmte, klare Religionslehre ist eitel Trügerei und nichts anderes,

als wenn man ein Schiff bei düsterer Nacht und im Sturm ohne Steuer und Kompaß in See ließe!“ Die Sache kam in die Öffentlichkeit, und die allgemeine Stimmung zwang den Vorstand, nach einem Jahre den Bibelunterricht dem Schulplan einzugliedern. Moore zahlte nun mit Freuden seine 5000 Thaler und schrieb in sein Tagebuch: „Ich danke Gott, daß ich diesen Kampf männlich ausgefochten habe. Die Pflicht trieb mich; sonst hätte ich, der einzelne Ringer, den Strauß gegen den Vorstand, welcher aus den ersten Männern der Stadt besteht, nicht durchzuführen vermocht.“

Von den Kindern in der Schule richtete sich Moores Blick auf jene bemitleidenswerten Kinder, deren Eltern in wilder Ehe lebten, ungesegnet von der Kirche, ungeschützt vom bürgerlichen Gesetz. Es waren ihrer weit mehr, als er gedacht hatte. Das erschreckte ihn. Er setzte sich mit den Stadtmissionaren in Verbindung und gab ihnen die Mittel, daß solche Eltern sich kirchlich trauen lassen konnten und ihre Kinder dadurch legitim wurden. Weder die Geistlichen, welche diese Handlung vollzogen, noch die Ehepaare, denen sie zugute kamen, haben jemals den Namen des Wohlthäters erfahren. Über zwanzig Jahre lang übte Moore diese stille Liebesarbeit. Nach seinem Tode zeigte sich, daß er mehr als 2500 Thaler dafür ausgegeben hatte. Zugleich machte ihn dieses Werk mit dem tiefen Strom des Verderbens bekannt, welcher in großen Städten Tausende von elenden Opfern verschlingt: mit der Entsittlichung einer ungezählten Menge von Frauen. „Wir müssen“, sagte Moore zu etlichen Freunden, „einen Zufluchtsort für solche gefallene Per-

sonen schaffen.“ Er erbot sich, jährlich 500 Thaler zur Besoldung zweier gläubiger, thatkräftiger Frauen zu bezahlen, welche auf diesem schwierigsten aller Gebiete arbeiten wollten.

Zu gleicher Zeit machte Moore einen Rundgang durch alle Zuchthäuser und Gefängnisse Londons. „Was wird“, fragte er, „aus den entlassenen Sträflingen?“ Und überall erhielt er zur Antwort: „Was können sie anders thun, als aufs neue stehlen, da niemand sie in Arbeit nimmt!“ „Augenblicklich beschloß ich“, erzählt Moore, „entlassenen Sträflingen unter Gottes Beistand eine Besserungs-Anstalt zu öffnen.“ Mit einem Freunde mietete er in der Nähe Londons ein großes Haus mit Äckern. Es füllte sich bald: aber der erste Verwalter war nicht nur ein schlechter Beamter, sondern auch ein heuchlerischer Mensch, der fortgeschickt werden mußte. „Das Rettungswerk darf nicht aufgegeben werden“, tröstete Moore die Freunde, „Ausharren ist immer meine Losung gewesen.“ Ein neuer Vorsteher wurde berufen, und nun schien das Werk etliche Jahre gedeihen zu wollen. Im Winter 1857 schreibt Moore: „Die guten Früchte fangen an, sich zu zeigen. Wenn die Leute ins Haus kommen, sehen sie, versunken in Sünde und Schande, wie Teufel aus; aber sind sie zur Arbeit angeleitet und werden sie entlassen, ist ihr Aussehen umgewandelt und ich hoffe auch, ihre Gesinnung.“ Aber der Mann, welchem bis dahin alles gelungen war, sollte nach Gottes Willen auch einmal eine bittere Täuschung erleben. Der zweite Verwalter erwies sich um nichts besser als der erste. Nach zehn Jahren mußte die Anstalt aufgelöst werden. „Dies ist das einzige Werk ge-

wesen“, gesteht Moore später, „welches ich begonnen und wieder aufgegeben habe.“ Aber seine Liebesglut zu den Verkommensten ist durch diese gescheiterte Hoffnung nicht ausgelöscht.

Durch dieses unausgesetzte Wirken für das Wohl anderer wurden Moores Leibes- und Seelenkräfte überstark angestrengt. Zur Erholung ritt er öfters zu seinem Freunde, dem Lord Lonsdale, um eine Fuchsjagd mitzumachen. Einmal wurde auf einem sogenannten Rainlande, welches mit mehr als zwanzig Rainen oder Wassergräben von 10 bis 20 Fuß Breite durchschnitten war, gejagt. Mehr als hundert Reiter nahmen teil, Männer aus allen Gesellschaftsklassen, Lords, Kaufleute, Schlächtergesellen; denn das ist das Eigentümliche bei den englischen Fuchsjagden, daß bei ihnen kein Rangunterschied, sondern nur gutes Reiten gilt. Georg Moore war diesmal immer unter den Vordersten, dicht hinter dem Fuchs. Nur der letzte tiefe Graben war noch zu überspringen. Da stürzte, nicht weit von ihm, ein gewöhnlicher Pächter in das Wasser, und zwar so, daß er ganz unter seinem Pferde lag. Sofort brachte Moore seinen wilden Braunen zum Stehen, verzichtete auf die Ehre und Freude, beim Töten des Fuchses zugegen zu sein, und zog voll Mitleid den Unglücksvogel aus dem Wasser heraus. Der Gerettete war voll Dankbarkeit und erzählte hernach öffentlich, daß nur die Aufopferung des reichen Kaufherrn ihn dem Tode entrissen hätte.

So ward Moore auch in den hohen, aristokratischen Kreisen immer mehr ein gern gesehener Gast und zugleich ein wahres, sittliches Salz. „Die Herren“, erzählt er,

„wußten alle, daß ich Lügen und Fluchen haßte und alle schlüpfrigen Unterhaltungen verabscheute, weshalb meine Gegenwart dazu beitrug, diesen bösen Gewohnheiten zu steuern. Ich bin auch in meinem Gewissen überzeugt, daß im Treibjagen nichts Unrechtes liegt. Doch muß ich offen gestehen, daß man nach einer Samstagsjagd des Sonntags in der Kirche mehr an die Hetze denkt, als an Gott und Gottes Wort. Hätte ich ein anderes Mittel gehabt, meine Gesundheit zu erhalten, so würde ich meine Zeit zum Wohl meiner Mitmenschen besser haben auskaufen können.“ Und doch war die Zeit, welche die Fuchsjagden kosteten, keine verlorene; denn wenn er nach London erfrischt zurückkam, setzte er seine Liebesarbeiten mit neuem Eifer fort.

Um das Los der Kranken aus eignem Augenschein kennen zu lernen, besuchte Moore sämtliche Krankenhäuser Londons. Dabei entdeckte er, daß nicht ein einziges für ganz unheilbare Kranke existierte, auch keines, worin Arme unentgeltlich aufgenommen wurden. Das ging ihm so lange Tag und Nacht durch Kopf und Herz, bis sowohl für die unheilbaren, wie für die ganz mittellosen Kranken eigene Häuser fertig standen. Er lief sich, um für die beiden neuen Anstalten das nötige Geld zu sammeln, ein Paar Sohlen von den Stiefeln, wie er selbst sich ausdrückt. „Wüßte ich nicht“, fährt er fort, „daß es ein Werk Jesu Christi ist, so würde ich die sauren Bettelgänge nicht machen.“ Am 1. Mai 1863 hatte er für das Armen-Hospital 21,000 Thaler Kapital und 2000 Thaler jährliche Beiträge zusammengebracht, darunter eine bedeutende Summe von ihm und seinem Compagnon Cope-

stake. Kaum waren beide Anstalten fertig, da wurde, ebenfalls auf Moores Betreiben, schon ein zweites großes Haus für Unheilbare gegründet. Er setzte für diesen Zweck noch vor seinem Tode 10 000 Thaler aus. „Es ist Gottes Geld“, sagte er, „welches ich fortgebe. Aber das Geld allein hat, wenn es nicht um Jesu willen gegeben wird, vor Gott keinen höheren Wert, als schmutzige Lumpen.“

Je mehr Moore Gottes Geld für Elende aller Art hingab, desto mehr lagen ihm die, welche das Geld erwerben halfen, am Herzen. Für seine Commis hatte er schon gesorgt. Nun traten die vielen Markthelfer oder Warenverlader vor seinen Sinn. Es schien ihm Pflicht, für die Invaliden unter ihnen, sowie für die Witwen und Waisen derselben etwas Gründliches zu thun. „Ich bin“, bekennt er, „diesen Leuten zu Dank verpflichtet, und niemals hat mich einer von ihnen betrogen.“ Unter der Kaufmannschaft, wie den Markthelfern selbst, fand Moores Gedanke kräftigen Widerhall. Im Februar 1858 wurde der Verein fest gebildet. Es waren zwölfhundert Markthelfer versammelt, welche alle dem Vereine zujauchzten. Moores Herz wurde mit Freude erfüllt. Als er nach Hause kam, schrieb er in sein Tagebuch: „Wir sind berufen, einer des andern Last zu tragen, damit wir das Gesetz Christi erfüllen. Ich werde nun keine neue Anstalt mehr ins Leben rufen. Mein Wirkungskreis scheint mir jetzt groß genug.“ Hätte Moore diese Worte vor seinem seligen Ende noch einmal gelesen, wie würde er gelächelt haben, daß es ihm jemals in den Sinn gekommen war, dem Strom der Gottes- und Menschenliebe Halt zu gebieten!

---

8. Leiden und Freuden am häus'lichen Herd.

Elisabeth stand ihrem Gatten im Wohlthun treulich zur Seite. Er suchte ihr dafür eine besondere Freude zu machen und baute auf ihren Wunsch ein stattliches Wohnhaus. Schloßähnlich erhob es sich unweit des Kensington Palastes, vor dem sich der große, öffentliche Kensington Garten mit seinen schattenreichen Baumgängen ausdehnt. Es war ein Opfer, welches Moore der Liebe zu seiner Elisabeth brachte. „Mich ärgerte meine Verschwendung", gesteht er, „und ich hielt es für Selbstüberhebung, um eitlen Prunkes willen ein solches Gebäude aufzuführen, dessen Besitz uns nicht glücklicher machen konnte, als wir vorher gewesen waren. Ich habe thöricht gehandelt." Doch als ihm ein reicher Herr 14,000 Thaler mehr bot, als es gekostet hatte, konnte er's nicht über das Herz bringen, das Haus zu verkaufen; er wollte lieber darin mit seiner Elisabeth dreifach der apostolischen Mahnung nachleben: Gastfrei zu sein, vergesset nicht. Und so wurde denn der neue Palast die Stätte der edelsten, weitgehendsten Gastfreundschaft, welche nicht nur die Vornehmen, sondern namentlich alle die zahlreichen Beamten seines Geschäftes genossen. „Wahres Glück", äußerte Moore ehrlich, „findet man in diesen Gesellschaften nicht. Sie lenken den Geist von Gott ab und bringen kein dauerndes Vergnügen." Übrigens machte auch Elisabeth aus dem neuen Palast keineswegs einen Götzen. „Es bereitet mir mehr Freude", hat sie oftmals gesagt, „den Armen Hilfe zu

bringen, als die Reichen zu besuchen.“ Gott half ihr, freilich durch schwere Trübsal. Sie wurde krank und litt monatelang viele Schmerzen. „Was wird Gottes Vorsehung über uns verhängen?“ fragte Moore. „Was nutzt das Geldaufhäufen? Gott behüte mich vor Habsucht. Sie ist ein Fluch, welcher dem Menschen das Gemüt austrocknet und das Herz abfrißt.“ Elisabeths Gesundheit wollte sich nicht stärken. Da wurde das cumberländische Gut käuflich, zu welchem die alten Burgen Harbybrow und Whitehall gehörten. Moore erwarb es in der fröhlichen Hoffnung, daß auf diesem vielgeliebten Schauplatz seiner Jugendarbeiten und Jugendspiele Elisabeth gesunden würde, und begann sofort, Schloß Whitehall für sie ganz im Stile der Vorzeit wieder auf- und auszubauen und wohnlich einzurichten. Aber längst ehe das Werk fertig dastand, starb sie, am 4. Dezember 1858.

Dicht bei Whitehall liegt die Kirche von Allhallows, dem Dörflein, welches uns durch die gesegneten Wettprüfungen der Schulkinder bekannt ist (S. 49), und dabei eine kleine, zum Gute gehörige Grabkapelle. Dort wurde Elisabeths Leiche beigesetzt. Als sie in die Gruft hinab gesenkt war, brach Moore zusammen. „Ich flehte zu Gott“, erzählt er, „daß er unsere Seelen in der Ewigkeit wieder vereinigen möchte!“ Etwa acht Tage später schrieb er: „Ich fühle, daß Gottes Gnade mir täglich mehr Kraft giebt, mein niedergebeugtes Gemüt aufzurich-
Jten.ch will den Schmerz nicht von mir ferne halten; aber die Trübsal soll mich nicht in Stumpfheit versenken. Mir thut Geduld not und wieder Geduld, nicht vergessen

des Leides, sondern Bewährung im Leid!“ Er beschäftigte sich viel mit der Heimgegangenen. Auf ihre Gruft setzte er das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ (Ps. 126, 5.) Und darunter: „So wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.“ (1. Thess. 4, 14.) Sie hatte gerade in Wigton, wo er eine so saure und gefahrvolle Jugend durchlebt, besonders gern aller Verlassenen sich angenommen. Darum ließ Moore am Ende der Straße, in welcher sein Lehr- und Leidenshaus stand, zu ihrem Gedächtnis einen prächtigen Springbrunnen von Granit errichten; auf den vier Seiten des Sockels waren kunstreiche Bilder von der Ausübung der Barmherzigkeit ausgehauen, wie die Nackenden gekleidet, die Unwissenden und Kinder belehrt, die Hungrigen gespeist und die Betrübten getröstet werden. Ohne es zu wollen, hat er damit seinem eigenen Wirken ein schönes Denkmal gesetzt. Diese Erinnerung an den untergegangenen Stern seiner Jugend und die Arbeit für sie that Moores Herzen ungemein wohl. — Im Geschäft war er bald wieder der Alte; aber wenn er nach dem gethanen Tageswerke in seinen großen Londoner Palast zurückkehrte, empfand er die Einsamkeit doppelt schmerzlich. „Ich fühle mich“, klagt er, „ganz verlassen und habe niemand, der für mich sorgt, als Christus.“ Ein andermal sagt er: „Ich habe hier keine bleibende Stadt; die zukünftige suche ich. Was thut's auch, daß ich einsam wandle? Es kann nicht lange dauern; denn unser Leben fliegt rasch dahin.“

Montag abends versammelte er alle vierzehn Tage

gleichgesinnte Freunde um sich, fünfzehn bis zwanzig an der Zahl, um mit ihnen gemeinschaftlich einen Bibelabschnitt zu besprechen. „Diese Bibelabende“, hat er später gerühmt, „sind die glücklichsten meines Lebens gewesen.“ Sie haben ihm auch den Busenfreund gewonnen, welcher bis an den Tod seinem Herzen am nächsten gestanden hat und einer der wackersten Gehilfen in seinen Liebesarbeiten gewesen ist. Es war derselbe Mr. Stockdale, welchem vor vielen Jahren Georg, der damals allbewunderte Commis, als der Napoleon von der Watlingstraße vorgestellt wurde. (S. 26.) Aber weder der Umgang mit solchen Freunden, noch die Arbeit im Geschäft und unter den Notleidenden vermochte die Lücke in Moores Leben zu füllen. Er suchte nicht nach einer neuen Lebensgefährtin; aber Gottes Hand führte sie ihm entgegen in der edlen, ganz wie für ihn geschaffenen Jungfrau Agnes Breeks, welche ihm am 20. Nov. 1861 angetraut wurde. Gleich nach der Hochzeit machte er mit ihr eine Reise ins schöne Italien, nach Florenz, Rom und Neapel, freute sich mit ihr der herrlichen Kunstschätze jenes Landes und der jungen, aufblühenden evangelischen Gemeinden. Wie verjüngt kehrte er zurück. Sein Herz und Leben war und blieb ein Lobpreis Gottes.

Auch in den Trübsalen bewährte er diesen Sinn. Bei einem seiner vielen Gänge für die Elenden zog er sich im Winter 1862 eine Erkältung zu, welche mit einer heftigen Lungenentzündung endete. Tagelang lag er am Rande des Todes. Als er, von seiner Frau treulich gepflegt, genesen war, sagte er: „Ich bin im dunklen Todesthal gewesen und einige Stufen auf der Leiter aufwärts

gekommen, welche in den Himmel reicht. Bis jetzt ist, was ich gethan, nur rohe Arbeit gewesen. Der Steinmetz ist noch kein Bildhauer. Mein Lebensweg ist leichter, als der vieler Christen; aber ich bin Gott für alle Segnungen nicht dankbar genug. Wenn ich sterbe, werde ich nichts mit hinwegnehmen. Mein Gedächtnis wird bald vergessen sein. Die guten Werke, die ich gethan, — und ihrer sind nur wenige — werden mir nicht ins Grab folgen. Jeden Tag fühle ich mehr meine Unwürdigkeit. Ich habe nichts, worauf ich mich verlassen könnte, als Christum. Doch wahrlich, das ist genug für mich."

Kaum vier Jahre später kam eine neue Not. Auf einer Fuchsjagd bei seinem Gute Whitehall galoppierte er durch tiefes Heidekraut einen Berg hinunter. Sein Pferd blieb hängen und schleuderte ihn so gewaltsam aus dem Sattel, daß die rechte Schulter stark verletzt wurde. Der Schmerz war heftig; aber er biß die Zähne zusammen, schwang sich wieder in den Sattel und beendete die Jagd. Ärzte und Wundärzte wurden zu Rate gezogen; aber niemand vermochte den stechenden Schmerz zu heben. Gleichwohl sauste Moore Ende des Jahres, den Arm in der Binde, wieder hinter den Füchsen her. Es war das letzte Mal. Die kranke Schulter wurde immer bedenklicher, zuzeiten war sie ganz schwarz. Die berühmtesten Autoritäten im Lande wurden befragt. Der eine erklärte es für Verrenkung, der andere für Quetschung, ein dritter für Neuralgie; aber keiner wußte zu helfen. Gefahr und Schmerzen stiegen aufs höchste. Da ließ sich Moore herbei, den Meister Hutton aufzusuchen, einen damals berühmten Knocheneinrenker. Dieser ließ die Schulter

eine Zeitlang mit heißem Ochsenfußöl einreiben; dann kam er selbst, bewegte den verletzten Arm etlichemal hin und her und gab ihm endlich einen Schwung, wodurch er wieder in die Gelenkhöhle hineinfuhr. Hatte Moore den Arm einen Augenblick vorher kaum zwei Zoll emporheben können, so streckte er ihn jetzt kräftig aus. „Ich könnte einen Ringkampf bestehen!“ rief er und spürte seitdem nichts mehr. — Was für einen Gewinn er aus dieser abermaligen Leidenszeit davongetragen hat, sehen wir in den schriftlichen Bekenntnissen jener Tage. „Wir müssen warten“, heißt es darin, „bis die Morgenröte anbricht und die Schatten entfliehen, um zu erkennen, wie weise und heilsam Gott uns führt. Ich schäme mich, daß ich mitunter zweifle, ob Gott meine Gebete hört. Sie sind so arm, so schwach, so lau! Und doch danke ich ihm, daß mein Glaube einfältig ist, wie eines Kindes. Muß ich auch durch Trübsale hindurch, sie werden sich in Freude verwandeln. Wen unser Herr lieb hat, den züchtigt er. Ohne Kreuz keine Krone. Im Gebet liegt die größte Macht, die uns Menschen gegeben ist. Gleich dem Sommertau macht es kein Geräusch. Es ist unsichtbar, aber seine Wirkungen sind gewaltig. Mag mein schwacher Leib ins Grab sinken und diese geschäftige Hand stille stehen — ganz so, wie ich bin, ohne irgend ein Verdienst, ein armer, unwerter Sünder, fliehe ich zum Herrn. Christus nimmt mich an, wie ich bin, ohne Geld oder Bezahlung oder Werke. Ach, meine Werke sind nichts!“ — Im Ofen des Elends reifte er zu neuen Liebeswerken, wie das nächste Kapitel erzählt.

---

9. Die Liebe höret nimmer auf.

Moore kannte ganz London, nicht nur die Paläste, auch die Höhlen und Schlupfwinkel, worin sich das Laster und Elend verbirgt, vom Mittelpunkt der Stadt bis zu dem letzten Umkreise. Von Schmerzen gefoltert, den Arm noch in der Binde, wanderte er bis an das äußerste Ostende, wo Hunger und Verworfenheit ihre Wohnstätte hatten. Mit eigenen Augen wollte er sehen, was für ein Verderben, was für ein Jammerzustand mitten in der Christenheit, mitten in der reichsten, glänzendsten Stadt der Welt herrschte. Lag er dann nachts schlaflos und in vielen Leibesnöten auf seinem Lager, so standen die zerlumpten, abgemagerten, verlorenen Gestalten vor seinem Blick. Wie konnte da ein Moore bei dem Worte bleiben: „Mein Wirkungskreis scheint mir jetzt groß genug; ich will keine neue Anstalt mehr ins Leben rufen!“ (S. 55.) Die Legion jener unglückseligen Kinder, welche er durch die Armut oder Gottlosigkeit der Eltern mit in den Untergang gezogen sah, waren wieder die ersten, nach denen er die helfende Hand ausstreckte. Mit mehreren Freunden kaufte er in Farningham in der Grafschaft Kent ein großes Grundstück für eine Kinder-Kolonie. Bald erhoben sich dort zehn Familien-Häuser mit je 30, zusammen also 300 jener von den Straßen und Gassen aufgelesenen Knaben, die für andere Asyle zu jung, für Waisenstifte zu verwahrlost waren. In jeder der zehn Familien walten ein Hausvater und eine Hausmutter. Sind

die Knaben über zehn Jahre alt, so besuchen sie nur den halben Tag die Schule der Kolonie; in der andern Hälfte werden sie schon in der Erlernung eines Handwerks geübt, deren elf dort getrieben werden. —

Um dieselbe Zeit (1866) übernahm Moore das Amt eines Kassenführers bei den großartigen, segensreichen „Lumpenschulen“ in Field Lane, wo Kinder der allerärmsten Klassen unterrichtet und erzogen werden. Er hatte die Anstalt schon früher reichlich unterstützt; jetzt aber, da sie durch Schulden in Not geraten war, nahm er sich ihrer an, wie eine Mutter ihres kranken Kindes. Er selbst zeichnete sogleich 500 Thaler jährlichen Beitrag. In kurzer Zeit hatte er über 10,000 Thaler Kapital und eine bedeutende Summe Jahresbeiträge zusammen, so daß er bei der Jahresfeier fröhlich erklären konnte, die Anstalt sei völlig schuldenfrei. „Zwölfhundert Kinder,“ fuhr er fort, „einst verlassen und verloren, erhalten in den Lumpenschulen von Field Lane täglichen Unterricht. Seit der Eröffnung sind sie von 20,000 Kindern besucht, von denen schon 4000 sich ihren Lebensunterhalt ehrlich verdienen.“ Dann erzählt er von 1800 ehrbaren, jungen Mädchen, die im letzten Jahre in ihrer vollständigen Verlassenheit dort Aufnahme gefunden und von denen bereits 800 passende Stellen erhalten hätten; von den armen Männern und Frauen, welche, allein und ohne Arbeit in der Welt stehend, lohnende Beschäftigung, und von den zahlreichen Müttern, welche dort im Nähen, Flicken und Stopfen Unterweisung erhalten hätten. „Die Hauptsache aber,“ so schloß er, „ist die, daß zweihunderttausend Seelen in den Abendgottesdiensten in Field Lane unter

den rettenden Einfluß des Evangeliums gekommen sind. Denn nichts sonst kann bis in die dunklen Tiefen des menschlichen Elends hinabreichen und solchen Jammer heilen, wie er hier vor unsern Augen liegt, als die Liebe Jesu Christi, des guten Hirten, welcher sein Leben für die Schafe gelassen hat und nun auch nach den Verirrten voll unbegrenzten Mitleids die suchenden Arme ausstreckt."

Über diesen elendesten aller Kinder vergaß Moore diejenigen Waisen nicht, welche in den berühmtesten und äußerlich glänzendsten Anstalten erzogen wurden. Eine solche war das sogenannte Christs Hospital, schon von König Eduard VI., dem Sohne Heinrichs VIII., in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegründet. Die Zöglinge, 1200 an der Zahl, tragen noch heute die Kleidung jener Tage: gelbe Strümpfe, kurze Hosen und lange, blaue Talare. Das Haus besaß reiche Mittel; aber es hatten sich traurige Mißstände eingeschlichen, und Erziehung und Unterricht waren in einen bösen Schlendrian geraten. Moore wurde zu einem der Vorsteher erwählt und ruhte nicht, bis im Verein mit dem neu berufenen ersten Lehrer und andern einsichtsvollen Männern Wandel geschaffen war. Um Unterricht und Erziehung wahrhaft zu durchgeisten, schenkte er ein Kapital von 5000 Thalern, von dessen Zinsen diejenigen Zöglinge Preise erhalten sollten, welche in der Bibelkenntnis am tiefsten gegründet waren.

Die Liebesgänge am hellen Tage genügten Moore nicht. Er wollte wissen, wie es in London in der Finsternis der Nacht zuging. Sein Freund Oberst Henderson, das Haupt der Londoner Polizei, gab ihm einen Polizei-

Inspektor, und mit diesem durchwanderte er nachts die verrufensten Teile von London. Was für Jammerbilder enthüllten sich da seinen Augen! Hier lagen in einem Winkel hohläugige Gestalten in Lumpen gehüllt, um unter freiem Himmel zu schlafen; anderswo lauerten frech darein schauende, elende Frauenzimmer, welche der Sünde nachgingen; dann unterbrachen Trunkenbolde durch rohe oder lustige Flüche die Stille der Nacht. Ein andermal wanderte er nachts durch einzelne Gefängnisse und sah, bis zu welchem Pfuhl der Mensch, das Ebenbild Gottes, herab sinken kann. Noch schauerlicher waren die Diebeshöhlen, in welche er hineindrang. Dort grinste das Laster und die Unverschämtheit in nacktester Gestalt. Er sah den Abschaum unseres Geschlechts, die Aussatzbeulen am Leibe der menschlichen Gesellschaft, und das alles unter der zauberischen Oberfläche der Humanität und Zivilisation von London! Er bebte zusammen; aber er warf keinen Stein auf die Ausgestoßenen, sondern steckte die Hand in den eigenen Busen und fühlte dreifach schwer den hohen Beruf, welcher den besitzenden Klassen obliegt. Mit erneutem Feuereifer warf sich sein Erbarmen auf die Hebung der Stadtmission, welche, um die religiöse und sittliche Fäulnis Londons mit dem Salz des Evangeliums zu durchdringen, 1857 durch Dr. Tait, den Bischof der Stadt, gegründet war.

Einer der schlimmsten Distrikte von London war S o m e r s T o w n, wo 15,000 Menschen wie Heiden dahinlebten, ohne Kirche, ohne dazu gehörige Schulen, aber mehr als reichlich versehen mit Wirtshäusern und Schnapsläden aller Art. „Hier muß geholfen werden!“

sagte Moore, schenkte sofort 75,000 Thaler zum Bau einer Kirche und mehrerer Schulen und zeichnete zur Unterhaltung des Pfarrers und der Lehrer jährlich 1000 Thaler. Vor dem Christfest 1868 wurde die Kirche eingeweiht. Als man ihm danken wollte, sagte er öffentlich, er wünsche keine Anerkennung. „Hat irgend jemand Ursache, Gott dankbar zu sein, so bin ich es. Als ich arm nach London kam, hätte ich mir's nicht träumen lassen, jemals das thun zu können, wozu Gott jetzt mich in den Stand gesetzt hat. Aber es giebt Hunderte reicher Männer in London, welche für andere Stadtteile dasselbe leisten könnten. Mögen sie hervortreten und thun, was ihres Amtes ist.“ Furchtlos, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, drang er persönlich in die reichen Herren, ihrer Pflicht gegen die armen Brüder eingedenk zu bleiben. „Flüstern kann mein Mann nicht!“ sagte einmal seine Frau. „Nein, liebe Frau,“ fiel er ein, „flüstern kann ich nicht. Flüstern habe ich nie gekonnt! Ich hasse das Flüstern! Es ist unehrlich.“ „Seine Worte,“ so drückt einer der Freunde sich aus, „fielen oft nieder, wie die Hammerschläge eines Grobschmieds!“ Aber wie der Grobschmied, wollte er das ungefüge Eisen nicht zerschlagen, sondern in die rechte Form bringen. Darum waren seine Reden zugleich süß und lockend, wie Honig, und der Blick seiner Augen unter den dunklen Brauen oft geradezu unwiderstehlich. „Er könnte,“ rief einmal eine alte Bauernfrau in Cumberland, „mit seinen Augen eine Ente vom Teich holen.“ So setzte denn der Mann, welcher nun einmal „keine Drohnen im Bienenkorb“ leiden konnte, hundert und nochmals hundert Herzen und Hände in Bewegung, um für den

König des Gottesreiches und die Elenden zu arbeiten. Er wünschte alle Begüterten so glücklich zu machen, wie er selbst es war. „Wenn die Welt," sagte er, „nur halb die Seligkeit ahnte, die im Wohlthun liegt, so würde sie viel mehr Gutes thun."

Als Moore einige Jahre später die Schulen in Somers Town besuchte, fand er 800 Kinder vor. Der Kirchenbesuch hatte sich wesentlich gehoben. Er freute sich innig über alle Mühe und Arbeit, welche er an diesen Stadtteil gewendet hatte. Aber anstatt mit sich zufrieden zu sein, machte er folgende Aufzeichnung: „Von Tag zu Tag fühle ich drückender, welche Verantwortung auf mir lastet. Gott hat mir großen Reichtum beschert. Ich will ihm denselben wieder geben. Eben habe ich mich ververpflichtet, 30,000 Thaler für evangelische Hilfsprediger und 60,000 Thaler zur Hebung der Schulbildung in Cumberland beizusteuern."

Es war nicht bloß das klingende Gold, das Moore mit vollen Händen spendete; er schenkte den Notleidenden seine ganze persönliche Teilnahme. Bald ging er mit dem einen, bald mit dem andern der Stadtmissionare — es waren ihrer nach und nach nahezu 500 angestellt — in die Hütten des Elends zu den Armen und Kranken, um durch persönliche Gemeinschaft die Kluft zu überbrücken, welche in der modernen Gesellschaft zwischen Reichen und Armen besteht. Nach einem dieser Besuche schrieb er: „Ich muß ebenso sehr arbeiten, als beten. Ein träges Leben kann nicht glücklich machen. Herr, verleihe mir Kraft, daß ich bis zum Ende meines Lebens treu ausharre." Nach einem andern Besuche bei den Armen, welcher eine wahre Riesen-

arbeit gewesen war, lesen wir: „Für wie viele Wohlthaten muß ich meinem Gott dankbar sein, wenn ich meine Lage mit der jener achtzig Familien vergleiche, zu denen der Stadtmissionar mich heute begleitet hat. Man erhält wohl Dank für die leiblichen Gaben; aber das schafft nicht wahre Freudigkeit. Es giebt eine höhere Freude, die Einheit des Willens mit Gott. Das war unsers Herrn Jesu Freude: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat."

Wie die städtischen, kannte Moore auch die ländlichen Zustände. Er, das Kind des Dorfes, wußte wohl, daß in den Dörfern ebensowohl Adams und Evas Kinder wohnen, wie in den Städten, und daß Unkirchlichkeit und Sünde dort ebenso wuchern, wie hier. Sollte das platte Land ohne den Segen der Evangelisten bleiben? Ganz in der Stille sandte Moore einen Bibelboten nach Mealsgate; aber dieser wurde anfangs verachtet und verspottet. Nur Thomas, Georgs Bruder, öffnete ihm Ohr, Herz und Haus. Als Moore in einige cumberländische Gutsbesitzer drang, ihm bei diesem Werke zu helfen, meinten sie, er wäre verrückt geworden. Aber mit seiner Losung: „Nicht verzagt! Vorwärts!" behielt er sein Ziel im Auge. Und siehe, nach einigen Jahren wanderten 25 nüchterne, gediegene Bibelboten und Evangelisten in Cumberland von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf; sie hielten Bibelstunden und ernste Zwiegespräche, verbreiteten Bibeln, gute Kalender und andere treffliche Volksschriften. Um die schmutzigen Bilder aus den Bauernhäusern zu vertreiben, verteilten sie gute, Auge und Herz erfreuende Bilder; sie gründeten Sonntagsschulen und Volksbibliotheken und

bewiesen sich in allerlei Weise als die Freunde und Berater der Landbewohner, die vor ihnen das Herz offener ausschütteten, als vor dem Pfarrer. Moore sah es und freute sich. Aber es drängte ihn, auch den Bibelboten, die einen schweren und versuchungsvollen Stand hatten, Freude und Erquickung zu bereiten. Jahrelang hat er zum h. Christfest jedem der 480 Stadtmissionare Londons 5 Thaler nebst einem guten Buch, und den 25 cumberländischen Evangelisten je 10 Thaler samt einem Buche geschenkt. Das war ihm noch nicht genug. Für kranke und arbeitsunfähige Stadtmissionare schenkte er 5000 Thaler, und für solche in Cumberland in Gemeinschaft mit seinem Freunde Stockdale 15,000 Thaler. Und da auch eine große Anzahl Hilspredieger, wie er wußte, übermäßig gering besoldet war, suchte er sich vor dem Weihnachtsfeste ein Verzeichnis der ärmsten Geistlichen zu verschaffen und sandte ihnen, ohne jemals seinen Namen zu nennen, in aller Verborgenheit je 25 bis 50 Thaler, wie die Verhältnisse es nötig machten.

Die Liebesarbeiten betrachtete Moore nächst der steten Pflichttreue im Geschäft als seine eigentliche Lebensaufgabe, von welcher er sich durch keines der vielen und hohen Ehrenämter abziehen ließ, mit denen man ihn auszeichnen wollte. Als er 1852 zum Sherif, d. h. zum obersten Friedensrichter der Stadt London, gewählt wurde, ein Amt, was ohne bedeutende Geldstrafe nicht abgelehnt werden darf, zahlte er lieber die 2000 Thaler, als daß er seine damals eben begonnene Arbeit für das Reich seines hochgelobten Meisters unterbrochen hätte. Seitdem wurde ihm sechsmal ein Sitz im Unterhause angeboten, ja in

ehrenvollster Weise aufgedrängt, einmal sogar für die City von London, aber stets wies er den Antrag zurück. Er wollte ungehindert seinen Liebeswerken leben; denn das machte ihn glücklich. Das erste Mal sagte er: „Ich kann in anderer Weise viel mehr Gutes thun, als wenn ich im Parlament säße. Das würde mich immer mehr abhalten, Gott zu dienen und meine Bibel zu lesen.“ Ein anderes Mal: „Es giebt Männer genug, die vor Begierde brennen, ins Parlament gewählt zu werden, aber wenige, welche verwaisten und verwahrlosten Kindern nachgehen;“ und als er, 67 Jahre alt, noch einmal gewählt werden sollte: „Meine Tage sind gezählt. Keine weltliche Ehre darf mich zum Schaden meines ewigen Heils fesseln. Irdische Aufregungen will und muß ich meiden, um mich auf ein anderes und besseres Leben vorzubereiten.“ Bei alledem blieb Moore schlicht und demütig wie ein Kind. Wir lesen in seinem Tagebuch: „In einem Menschen lebt so viel echtes Christentum, wie Demut in ihm wohnt. Ach Gott, schenke mir mehr Demut! Hilf mir, daß ich mich im Hintergrund halte. Aber ich darf nicht bloß für mich, ich muß auch für andere leben.“ „Ich bewässere immer den Weinberg anderer Leute; möchte ich darüber meinen eigenen nicht versäumen!“

---

10. Hunger und Hilfe in Paris.

Moore hatte die Gewohnheit, am Anfang jedes Jahres auf die erste Seite seines neuen Taschenkalenders zu schreiben:

„Was ich verbrauchte, hatt' ich;
Was ich gespart, verlor ich;
Was ich verschenkt, besitz' ich."

Als er 1871 diese Worte wiederholte, dachte er vor allem an das hungernde Paris. Der ungeheure Krieg, welchen französischer Frevel dem deutschen Volke aufgezwungen hatte, war mit der Kapitulation der lange belagerten Stadt am 28. Januar 1871 für Deutschland zu einem so glorreichen, für Frankreich zu einem so schrecklichen Ende geführt, wie die Weltgeschichte kaum ein zweites Beispiel kennt. Während in Deutschland Glockengeläute, Trompetenstöße, Kanonendonner, Jubellieder zum Himmel empor wirbelten, wüteten im armen, verblendeten Paris Hunger und Seuchen in grauenvoller Weise. Längst waren von den zwei Millionen Einwohnern die geringen Vorräte verzehrt. Alle Pferde, über 50000, waren samt den Eseln längst geschlachtet. Ratten, Katzen und Hunde verzehrte man als Leckerbissen. Brot gab es nicht mehr. In London hatte sich schon während der Belagerung unter Moores lebendiger Mitwirkung ein Verein zur Linderung der Hungersnot gebildet; es standen ihm 1400 Zentner Lebensmittel im Werte von 300,000 Thalern und außerdem 25,000 Thaler bar zur Verfügung.

Georg Moore, welcher durch seinen Beruf und die dortige große Geschäftsfiliale Paris kannte, wurde einstimmig gebeten, die Verteilung persönlich zu leiten. Am 31. Januar abends trat er mit dem Oberst Wortly und einem Schreiber die Reise an, und am 3. Februar nachts 11 Uhr fuhr nach Überwindung mancher Hindernisse die kleine Reisegesellschaft mit ihren Vorräten in den Nordbahnhof von Paris ein. Sie waren die ersten, welche den Notleidenden zu Hilfe gekommen waren. Der Bahnhof stand verödet und in völliger Dunkelheit da. Kein Gepäckträger, keine Droschke war zu sehen. Man bog in den Boulevard von Sebastopol ein, jene Hauptverkehrsader, welche mit ihren nördlichen und südlichen Fortsetzungen von Norden nach Süden durch ganz Paris läuft. Die großartige, sonst von stetem Leben durchrauschte Straße war wie ausgestorben. Kein Mensch begegnete ihnen.

Früh am andern Morgen ging Moore von einem Machthaber zum andern, um Pferde zum Transport der Lebensmittel zu erlangen; aber diese waren bis auf wenige, magere Exemplare längst verzehrt, und die wenigen brauchte das Militär. Moore drängte mit heiligem Liebeszorn zur Eile; denn an jedem Tag Verzögerung hing das Leben von Tausenden. Nach zwei Tagen endlich konnte die Verteilung beginnen. Die Hauptniederlage der Lebensmittel befand sich in dem großen Pariser Filial-Geschäft der Mooreschen Firma, ganz nahe an den glänzenden Palästen der Tuilerien und des Louvre, am Platze der „Kleinen Brüder“, wie das Pariser Volk die Barfüßer Mönche nennt. Wunderbare Fügung! Die Kirche dieses Klosters, genannt „Unserer lieben Frauen

von den Siegen“ war zur Erinnerung an die Einnahme der Festung La Rochelle gebaut, des Hauptwaffenplatzes der Hugenotten, also zur Verherrlichung der gewaltsamen Niederwerfung des Protestantismus in Frankreich. Jetzt stand auf demselben Platz vor derselben Kirche ein Protestant, um durch seinen Liebeseifer Tausende von Katholiken vom Hungertode zu retten.

In dichten Scharen drängten sich die hohläugigen, mageren, vor Frost zitternden Gestalten um die Lebensmittel. „Nie“, erzählt Moore, „habe ich solche verhungerte, eingefallene, kranke Gesichter gesehen. Sie waren ruhig und schienen gebrochen. Seit zehn Tagen schon war der Waffenstillstand abgeschlossen, und noch waren außer den unsern keine Lebensmittel nach Paris gebracht. Man hatte bis dahin nichts anderes, als das schwarze Brot, welches zu drei Vierteln aus Heu und Stroh und einem Viertel ganz groben Mehls gebacken wird.“ „Wir gingen hernach,“ erzählt er weiter, „von Markt zu Markt. Kein Mehl, kein Gemüse, nichts anderes als etliche tote Hunde und Katzen! Hunderte, ja Tausende alter Leute, kleiner Kinder und schwacher Frauen sind vor Hunger gestorben. Die Qualen der elenden Säuglinge wollen mir nicht aus dem Gedächtnis; vier Monate lang haben sie keine Milch gehabt; dazu die peinigende Kälte, kein Holz, keine Kohlen! Die Worte des Propheten Nahum über die große Stadt Ninive scheinen sich abermals erfüllt zu haben: Aber nun muß sie rein abgelesen und geplündert werden, daß ihr Herz muß verzagen, die Kniee schlottern, alle Lenden zittern und aller Angesicht bleich sehen.“ Noch an zwanzig andern Punkten in der ungeheuren Stadt wurden

Lebensmittel verteilt. Schon des Abends versammelten sich die Leute in großen Haufen, um zur Verteilung am folgenden Morgen nicht zu spät zu kommen. Unter den Armen und Zerlumpten befanden sich auch tief verschleierte Damen, Knaben, von ihren kranken Eltern gesandt, abgezehrte, gespenstig drein schauende Greise, die eine bessere Jugend gehabt hatten, und andere in Decken gehüllte, an die Häuser gelehnte Gestalten aus höheren Kreisen. „Heute," schreibt Moore am 12. Februar, „steht ein Zug von 10 bis 15,000 Personen vor der Thür, welche schon die ganze Nacht gewartet haben. Mir ward ganz jämmerlich ums Herz, als ich sie sah, die armen verschmachteten, durchnäßten, frierenden Geschöpfe! Die Nacht war so stürmisch; es hat stark gehagelt. Der bloße Anblick reicht hin, dem stärksten Manne das Wasser in die Augen zu treiben. Wir sind noch gerade zur rechten Zeit eingetroffen. Ein paar Tage Verzögerung, und die Hilfe wäre für viele zu spät gekommen. Manche hatten kaum noch so viel Kraft, um sich mit ihren Sachen fortschleppen zu können; andere, welche mit musterhafter Geduld gewartet hatten, brachen beim Empfang der Gaben vor großer Freude zusammen. Ich habe in den Augen von Männern und Frauen in kurzer Zeit mehr Thränen gesehen, als ich in meinem ganzen Leben hoffentlich je wieder sehen werde. Alle meine Zeit gehört den Hungernden. Der größten Not sind wir Herr geworden. Gott sei dafür gepriesen! Ich habe nur wenig Zeit, in der Bibel zu lesen; aber ich labe mich jeden Morgen an dem 91. Psalm, der mir Stecken und Stab ist." Es kamen von London immer neue Vorräte; auch von vielen andern Seiten trafen reich-

lich Lebensmittel ein. Am 23. Februar war die letzte öffentliche Verteilung. Im ganzen hatten 96,500 Personen aller Konfessionen Lebensmittel und Geld empfangen. Die noch übrigen Vorräte wurden dem Erzbischof von Paris, den protestantischen Pastoren und den jüdischen Rabbinern übergeben. Begleitet vom Dank der Pariser und empfangen vom Jubel der Londoner, kehrte Moore heim. Die Energie der Liebe hatte ihn aufrecht erhalten; jetzt machte sich nach der unsäglichen Leibes- und Seelenarbeit eine tiefe Müdigkeit geltend. „Ich kann mich nicht erholen," gesteht er. „Die ganze Nacht träume ich von Paris; der Schlaf will mich nicht erquicken; am Tage quält mich großer Schmerz in allen Gliedern."

Der Frühling kam und mit ihm am 10. Mai der Friede. Aber während Deutschland sein lange gebeugtes Haupt jubelnd emporhob, mußte das stolze Frankreich sein Angesicht verhüllen. Kaum nämlich waren die deutschen Truppen aus Paris abgezogen, da flatterte in der Faust der wilden Kommunisten und Sozialisten die Fahne des Aufruhrs und Bürgerkrieges, welcher zehnfach grausiger ist, als alle Schrecken eines ehrlichen Kampfes. Die Linientruppen schlugen sich zu den Empörern. Der Erzbischof von Paris und mehrere Geistliche wurden ohne alle Ursache ins Gefängnis geworfen und am 24. Mai erschossen. Kein Priester durfte einem Kranken und Sterbenden Trost bringen. Kirchen und wohlthätige Anstalten wurden ihrer silbernen und goldenen Gefäße und anderer Schätze beraubt; die Tuilerien, das Rathaus und viele öffentliche Gebäude niedergebrannt. Acht Tage lang wütete in den Straßen der Kampf der Regierungstruppen

gegen die Aufrührer. Der Jammer in Paris erreichte den Gipfelpunkt. Moore, welchen das Mitleiden wieder gesund machte, wurde zum zweitenmal mit einer Summe von 125,000 Thalern hingesandt. Er war entsetzt über den Anblick, der sich ihm darbot. Aus den Trümmern der Tuilerien und des Rathauses stieg noch der Rauch empor; 70,000 Mann waren angestellt, die Schutthaufen fortzuräumen. Auch die Kirche am Platz der „Kleinen Brüder“ war gänzlich ausgeraubt. Georg Moores Warenlager dagegen dicht daneben war unversehrt geblieben. „Das Haus gehört dem Engländer,“ hatte man gerufen, „welcher die Lebensmittel nach Paris gebracht hat!“ und die wilden Kommunisten mit ihren Brandfackeln, die Weiber-Furien mit ihren Petroleum-Eimern waren vorüber gezogen. Dieser Rest eines menschlichen Gefühls vermochte den tiefen Schmerz der Enttäuschung nicht zu lindern, welcher sich Moores unter den Greuelszenen bemächtigte. Auch nach seiner Heimkehr konnte er die entsetzlichen Eindrücke nicht los werden. Nachts fuhr er oft aus dem Schlaf mit dem Ausruf: „Seht ihr dort nicht die Frau im Sterben liegen? Laßt mich! ich muß nach Versailles.“ Seine Gesichtszüge wurden sorgenvoller, seine Haare grauer.

---

11. Die Erholungszeiten.

„Bewegung ist das Geheimnis eines gesunden Körpers," hat Moore einmal gesagt, „und frisches, fröhliches Wirken für Gott ist das Geheimnis einer gesunden Seele. Wer andere tränkt, wird selber satt!" Nach diesem Grundsatz regelte er auch die Stunden, welche der Erholung gewidmet waren. „Tages Arbeit, abends Gäste; saure Wochen, frohe Feste!" war im besten, edelsten Sinne das „Zauberwort," welches ihm, wenn er müde war, Erquickung bringen sollte. Sein Haus wurde von Gästen nicht leer, und in seinem heiteren, liebevollen Verkehr mit ihnen lag ein solcher Reiz, daß einer einmal ausgerufen hat: „Es ist, als wenn mit dem Georg Moore ein frischer Lebensstrom ins Zimmer dringt." Seine Wohnung an den Gärten des Kensington Palastes war gewiß nicht klein, und doch war sie mitunter so voll lieber Freunde, daß Moore sein eigenes Bett abtrat und sich bei einem Nachbar eine Schlafstelle erbat. Es waren nicht bloß die Hohen und Reichen, welche er lud; wer kam, war ihm willkommen, der Lord und der Landwirt, der Erzbischof und der Hilfsgeistliche, der Commis und der krösusreiche Kaufherr. Bunt, wie im Himmel, saßen an Moores Tafeln die verschiedenen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft nebeneinander und durcheinander, und ebenso die Glieder der verschiedenen religiösen Gemeinschaften. „Gott sei Dank!" rief er einmal, „im Himmel giebt es

keine Sekten mehr!“ und in seinem Hause gab's auch keine. Wer schlicht und fest an Jesum Christum, den lebendigen Gottessohn und den Versöhner der sündigen Welt, glaubte und im lauteren Gotteswort wurzelte, dem drückte er schon hier auf Erden so treuherzig die Bruderhand, wie er es dereinst in der seligen Ewigkeit zu thun wünschte.

Von einer ganz eigentümlichen Klasse von Gästen muß ich etwas Näheres erzählen. Nach einer Droschkenfahrt gab der Kutscher einmal an Moore 25 Cent zurück. Das war ihm noch nicht vorgekommen. „Was soll das?“ fragte er darum erstaunt. „Nun,“ war die Antwort, „Sie haben mir mehr gegeben, als mir zukommt, und Sie sind Georg Moore.“ Der Mann hieß Cockram und hatte 1861 die von Moore ausgesetzte Summe von 400 Thaler für den besten Aufsatz „Über die bösen Folgen des Droschkenfahrens am Sonntag“ erhalten. Dafür hatte er sich zuerst eine Droschke und ein Pferd gekauft und dann gottesfürchtig und sparsam gelebt und besaß nun an die hundert Pferde und die dazu gehörigen Wagen; aber am Sonntag hatte er niemals gefahren. Hocherfreut fragte Moore, was er für die Droschkenkutscher thun könnte. „Mr. Moore,“ erwiderte Cockram, „machen Sie es, wie Ihr Freund, der General Hope Grant, und laden Sie eine gute Anzahl zum Abendessen ein.“ „Wohl,“ sagte Moore, „ich will ihnen im großen Schulhaus ganz in meiner Nähe eine treffliche Mahlzeit bereiten.“ „Nein, nein, Mr. Moore,“ fiel Cockram ein, „das wäre total falsch; Sie müssen die Leute in Ihr eigenes Wohnhaus einladen!“ Und so geschah es. An zweihundert Londoner Droschkenkutscher ergingen die Einladungen, aber beinahe doppelt

so viele erschienen und wurden gastlich bewirtet. Moore ging von einem Tisch zum andern, um selbst nachzusehen, daß jeder gut versorgt würde, und sprach herablassend mit allen. Dann wurden passende Geschichten erzählt, gute Ratschläge erteilt und vor der Schnapsflasche in gereimter Rede gewarnt. Zum Schluß sang man ein Abendlied. Moore stellte sich an die Thür, drückte jedem Kutscher beim Abschied ein Geldstück in die Hand, dazu ein Exemplar von Bunyans Pilgerreise und den trefflichen Kalender für britische Arbeiter und entließ sie dann mit dem Wunsche: „Gute Nacht! Gott mit euch allen!“

Ganz ähnlich ging es, wenn Moore auf seinem nun längst ausgebauten Gute Whitehall in Cumberland weilte. Auch dort bestand seine Erholung darin, andern Freude zu machen und Liebe zu beweisen. Er seufzte wohl einmal, wenn er sich recht müde fühlte: „Ich wollte, ich könnte faul sein!“ „Aber ich kann es nicht!“ setzte er sofort hinzu. Und wie hätte er auch an dem Ort träge sein können, welchen er seiner allzeit leutseligen Elisabeth zu Ehren hergerichtet und wo er im eigenen Arbeitszimmer mit leuchtenden Buchstaben sich das hohe Lied von der Liebe vor die Augen gemalt hatte, welches Paulus 1. Kor. 13 anstimmt.

Das erste Fest in Whitehall pflegte den Schulkindern und deren Angehörigen zu gelten, wozu auch die Nachbarn weit und breit, sowie die von ihm angestellten, cumberländischen Bibelboten und Evangelisten geladen wurden. Der Obergärtner bat ihn immer, mit diesem Fest zu warten, bis die Pracht der blumenreichen Gärten und der smaragdenen Rasenplätze im Schwinden und die Obsternte

beendet sei. „Was?“ rief Moore unwillig, „auch die Kinder und die Armen sollen sich an meinen Rosen und Lilien ergötzen.“ Und damit auf den fröhlichen Tag ein fröhlicher Abend folgen könnte, wählte er gern die Zeit des Vollmondes. Mehrere Tage vor dem Feste wanderte er selbst im weiten Umkreis von Haus zu Haus, um die Gäste in eigener Person einzuladen, setzte sich auch gern in den Sessel eines alten Mütterchens, aß mit ihr den Haferbrei und verbreitete Sonnenschein im engen Zimmer. Einmal bemerkte er, als schon alle versammelt waren, daß die Großmutter einer Familie fehlte; und da er vergessen hatte, ihr einen Besuch zu machen, sandte er sofort ihren Enkel, um sie zu holen, entschuldigte sich freundlich, als sie ankam, sagte aber zugleich herzlich lachend: „Ei, ei, Großmütterchen, wer wird so empfindlich sein?“

In der altertümlichen Halle, deren Wände mit den einstigen Waffen der Bauern und Gutsherren geschmückt waren, fand von drei bis sieben Uhr die Bewirtung statt. Die Buben und Mägdlein durften natürlich früher unter Gottes sonnigem Himmel sich austoben. Moore war überall zugegen; bald nötigte er hier im Saal ein altes Frauchen zu einer dritten Tasse Thee, dann am andern Ende einen rüstigen Bauersmann zu einem frischen Stück Kuchen, und im nächsten Augenblick stand er draußen, umdrängt von den jubelnden Kindern, für die er Bonbons, Zuckererbsen und gebrannte Mandeln in die Höhe warf. Gleich danach tauchte seine Gestalt weit entfernt in den Wiesen auf, um das Wettlaufen in Gang zu bringen. „Jungen,“ rief er, „zieht eure Schuhe aus! Als ich so alt war wie ihr, habe ich immer nur auf den Strümpfen

gelaufen.“ Zum Schluß wurde oben auf dem Turm ein sprühendes Feuerwerk abgebrannt. Am folgenden Tage hielt Moore regelmäßig eine ernste, eingehende Konferenz mit den Dorfevangelisten, wobei gern angesehene Geistliche und reiche, hochgestellte Gemeindeglieder zugegen waren. Der Arbeit folgte ein fröhliches Mahl ohne Unterschied der Stände, wozu er auch immer seine armen Verwandten bat, unbekümmert darum, ob Lords, Bischöfe und Parlamentsglieder zugegen waren. Als er sich einmal, begleitet vom Bischof von Carlisle, an den Spielen der Schulkinder ergötzte, kam sein Bruder Thomas Moore übers Feld, die Heugabel auf der Schulter, noch über und über mit Grashalmen bedeckt. Georg eilte auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte zum Bischof: „Das ist mein Bruder Thomas, der vornehme Staatsmann.“

An andern Tagen wurden die Arbeiter-Familien im gastlichen Herrenhause bewirtet, wobei Moore jeden nach den Fortschritten fragte, die er in der Obstbaumzucht, der Anpflanzung einfacher Blumen vor den Häusern und der sauberen, wohnlichen Ausstattung dieser selbst gemacht hätte. Doch das Fragen war ihm nicht genug. Er ging mit seiner Frau selbst zu den Leuten hin, besah ihre Gärtchen und durchmusterte die neuen Häuslein, welche er hatte bauen lassen. Denn er hielt viel davon, daß die Arbeiter gesunde, luftige, sonnige Wohnungen hätten; wenn diese Grundbedingung nicht vorhanden wäre, so könnte, das war seine Überzeugung, die redlichste Bemühung wenig nützen, um die Leute aus dem Sumpf, worin sie bis dahin gesteckt, empor zu ziehen. Er schrieb offen in einer Zeitung: „Die übergroße Zahl von Bewohnern in

den meisten Arbeiter-Häusern und die bösen, verderblichen Folgen, welche daraus erwachsen, sind für die Gutsbesitzer eine wahre Schande und müssen die Sittlichkeit jeder Gesellschaftsklasse untergraben. Es ist das ein sittlicher Krebsschaden. Solange er fortbesteht, ist selbst ein besserer Schulunterricht wenig nütze."

Wieder ein andermal suchte er an der Seite seiner Frau gottesfürchtige, arbeitsame Bauernfamilien auf, welche geeignet waren, arme, verwaiste Kinder in Pflege zu nehmen. Denn es war ihm längst unverantwortlich erschienen, daß dieselben meist in den öffentlichen Armenhäusern untergebracht waren, wo sie nach seiner Erfahrung dem sicheren Verderben entgegen gingen. Zugleich sprach er in den Häusern vor, worin schon länger solche Waisen aufgenommen waren, freute sich ihrer Entwicklung und ermunterte Pflegeeltern und Kinder zu gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit.

---

12. Tod, wo ist dein Stachel?

Je älter Moore wurde, desto fröhlicher drückte er das Siegel unter den Ausspruch, welchen er einst gethan: „Es lohnt sich, ein ganzer Christ zu sein. Gold und Geld schafft es zwar nicht; aber es schafft wahre Seligkeit.“ Diese Seligkeit leuchtete immer klarer aus seinem Angesicht, je näher er dem Tode ins Auge sehen mußte. Im Frühjahr 1875 starb sein hochgestellter Freund Howard, der einzige Sohn des Lord Howard; ihm folgte rasch der vielgeliebte Wohlthäter der Droschkenkutscher, General Hope Grant, und der treue Mr. Copestake, 44 Jahre hindurch Moores Compagnon und „rechter Arm.“ Auch sein Busenfreund Georg Stockdale ward todkrank. Mit ihm war Moores Seele verwachsen, wie Davids Seele mit der Jonathans. Als er am Sterbelager des Freundes saß, ergriff dieser seine Hand und sagte, an die köstliche Perle gedenkend, die er in Moores Hause gefunden hatte: „Georg, ich muß dir noch danken, daß du mein Leben so glücklich gemacht hast.“ Das waren Stockdales letzte Worte. Georg Moore aber schrieb in sein Tagebuch: „Wird auch mein Tagewerk bald vollbracht sein, so wird mir das Herannahen des Todes kein Grauen bereiten; denn ich darf sagen: Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. Täglich liegt dies Wort mir im Sinne.“ Sein geheiligtes Gewissen wurde von Tag zu Tage zarter. „Heute zweimal reizbar gewesen,“ betete er einmal; „Herr, vergieb mir!“

Den Sommer brachte er in der gewohnten Geschäfts- und Liebesarbeit in London zu; als aber der Winter

herannahte, verlangte der nun fast siebzigjährige Greis nach Ruhe. Er fuhr mit seiner Frau nach Schloß Whitehall, um in seiner teuren Heimat nach den Tagen seiner Kindheit das erste und letzte Weihnachtsfest zu feiern. Am heiligen Abend war er in tiefer, seliger Stille mit seiner Frau allein und versenkte sich mit ihr in das gottselige Geheimnis, welches auch die Engel gelüstet zu schauen. Der Weihnachtstag selbst sollte, das war sein bestimmter Wille, ganz so gefeiert werden, „wie in den alten Zeiten." Alle seine ländlichen Verwandten versammelte er noch einmal um sich. Nach dem Mittagessen nahm jeder seinen Platz am Kaminfeuer in der großen Halle. Dort ward's dem Greise so wonnig ums Herz, wie es ihm einst am alten Kamin des armen Elternhauses gewesen war.

Am 1. Januar 1876 schrieb Moore: „Vielleicht bin ich heute in das letzte Jahr meiner Pilgerschaft eingetreten. Was wird mich dann retten, wenn ich meinen ganzen irdischen Besitz hier zurücklassen muß? Jesus wird mich, das ist mein Glaube, durch das dunkle Thal geleiten, bis ich Gott schauen werde von Angesicht zu Angesicht!"

Kaum war er Ende Januar nach London zurückgekehrt, da sah man ihn auch schon wieder mit vollen Händen Liebe aussäen. Er wollte in Little Hampton ein großes Haus mit Garten kaufen, um dort für arme Leute, die aus Krankenhäusern entlassen waren, einen Erholungsort bis zu ihrer vollen Arbeitsfähigkeit zu gründen; als aber der Herzog von Norfolk, der Grundbesitzer, den Kauf zu solchem Zwecke nicht genehmigen wollte, schenkte Moore ohne weiteres 75,000 Thaler zu einem neuen Hause für arme Genesende. — Als dies ausgeführt

war, verteilte er mit seinem Compagnon, dem jungen Copestake, 200,000 Thaler unter seine Diener und Ladengehilfen. Jeder, welcher in der alten Firma fünf Jahre gearbeitet, erhielt 250 Thaler und für jede fünf weiteren Dienstjahre abermals so viel. Die Stellung im Geschäft machte dabei keinen Unterschied. — Um armen, aber befähigten, cumberländischen Knaben Gelegenheit zur Erlangung eines gründlichen, höheren, auf die Bibel gegründeten Unterrichts zu geben, bestimmte er 75,000 Thaler, und gleichzeitig für den Londoner Hilfsverein zur Ausbildung von Geistlichen 30,000. „Es ist Gottes Geld, was ich habe!“ sagte er; ein andermal: „Es giebt auf Erden nichts, was man des Lebens wert nennen könnte, als allein das Wirken zum Heil unserer Mitbrüder.“

So kam sein letzter Geburtstag, der 9. April 1876. Er wurde siebzig Jahre alt. Ewigkeits-Gedanken beherrschten ihn. „Bist du bereit zu sterben?“ fragte er mitunter einen Freund; und in seinem Tagebuch lesen wir: „Ich bin jetzt siebzig Jahre alt. Das darf ich nicht vergessen. Und doch möchte ich noch nicht gern sterben. Aber mir ist, als würde ich einmal plötzlich und gegen meinen Willen dahingerafft werden. Ich glaube, ich werde bei Christo sein, was auch viel besser ist. Die Unlust zu sterben ist eine rebellische Stimmung meiner Seele. Ich müßte frei davon sein, und ich kann es und will es; denn ich habe keinen Zweifel an der Liebe meines himmlischen Vaters. Christus sagt: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen!“ Und einige Tage später: „Ich habe kürzlich viel über den Tod nachgedacht. Was

braucht d i e Seele zu fürchten, welche gewiß ist, bei Jesu zu sein?! Wo und wann ich auch sterben mag, ich weiß, daß der Tod ein überwundener Feind ist."

Im Herbst reiste er mit seiner Frau wieder nach Schloß Whitehall. Wie immer, verbreitete er Heiterkeit um sich her; aber er selbst fühlte sich angeweht vom Hauch der Ewigkeit. Eines Abends spielte seine Frau das Schlummerlied von Schumann, sonst sein Lieblingsstück. Diesmal überfiel ihn aber dabei eine tiefe Wehmut. Sie unterbrach das Spiel und fragte: „Fehlt dir etwas? Setze dich in den Lehnstuhl." „Mich durchfuhr," sagte er ruhig, „ein unsagbares Gefühl. Ähnliches habe ich vorher nie empfunden. Spiele das Lied nicht wieder." — Um diese Zeit verlor seine Schwägerin unter besonders schweren Verhältnissen ihre einzige Tochter. Moore schrieb ihr: „Dann gerade, wenn alles um uns dunkel und hinfällig scheint, thut Gottes Hilfe uns not, und wenn du um sie bittest, wird es an Trost dir nicht fehlen." Und bald darauf sagte er: „Die Zweifel, die mich einst beunruhigt haben, sind alle von mir gewichen. Ich sehe, wenn auch nur wie durch einen dunkeln Spiegel."

Am Sonntag, dem 19. November, ging er morgens zum Gottesdienst nach Allhallows, wo seine Elisabeth ruhte. Als er durch den Garten wanderte, sah er einen der Dorfevangelisten und sagte zu ihm: „Geben Sie mir die Versicherung, daß Sie um die armen Leute sich kümmern wollen, wenn ich nicht mehr da bin."

Am Montag sollte eine Versammlung wegen Gründung eines Mutterhauses für Krankenpflegerinnen in Carlisle gehalten werden, zu welcher Frau Moore als

Vorstandsglied hinfahren wollte. Er selbst mochte nicht hingehen, weil er meinte, es sollten Pflegerinnen für reiche Leute gebildet werden. Als er aber hörte, daß sie für den Dienst bei Armen bestimmt wären, sagte er: „Ich muß mit dir gehen; aber ich werde heute zum letztenmal in Carlisle sein.“ „Sprich nicht so thöricht,“ erwiderte seine Frau; „was soll das heißen?“ „Nun, es soll heißen, daß ich dort nie mehr auf der Rednerbühne stehen werde.“ Da kam ein Brief des berühmten Malers Watts aus London, welchem Moore zu einem Portrait gesessen hatte. Das Bild war für seine Frau zu deren nächstem Geburtstag bestimmt. Moore hatte, was sonst nicht seine Art war, dem Maler den ganzen Betrag eingesandt, ehe das Bild fertig war, worüber derselbe nun sein Erstaunen ausdrückte. Moore reichte das Brieflein seiner Frau und sagte: „Hier hast du schon im voraus dein Geburtstagsgeschenk.“ Dann ging er in sein Arbeitszimmer, um sich auf die zu haltende Rede ein wenig vorzubereiten. Später fand man auf seinem Tisch unter anderem folgende Bemerkungen: „Es ist gut für uns, Trübsal zu leiden, wenn wir's nur glauben können. — Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! — Es giebt eine göttliche Vorsehung, die unsre Pläne gestaltet, wie ungeschickt wir sie auch ausführen mögen.“ Das sind die letzten Worte, welche Moore geschrieben hat. Der Wagen stand schon vor der Thür. Die Treppe herabeilend, fragte er seine Frau: „Wie lautet doch jene Stelle bei St. Matthäus?“ „Meinst du: Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht?“

„Nein," fiel er ein, „ich erinnere mich schon: Ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude."

Um zwölf Uhr erreichten die beiden Gatten Carlisle. Moore hatte 250 Thaler bei sich, sicherlich als Geschenk für das zu gründende Haus. Da die Versammlung erst um zwei Uhr beginnen sollte, machte Frau Moore mit ihrer Schwester einige Einkäufe, während er selbst einen Bekannten die englische Straße hinab begleitete. Als die zwei vor dem Gasthof „Zum grauen Bock" standen, stürmten zwei durchgegangene Pferde wie rasend auf sie zu. Schon war das vordere an ihnen vorbeigerannt. Moore sprang zur Seite; aber in demselben Augenblick traf ihn das andere Pferd mit den Hinterbeinen und schleuderte ihn auf das Straßenpflaster. Besinnungslos wurde er in das Gasthaus getragen. Es war dasselbe, in welchem er vor 52 Jahren übernachtet und von dem aus er seine Reise nach London, in die große Welt, angetreten hatte. Frau Moore war inzwischen aufs Rathaus gegangen, wo die Versammlung stattfinden sollte. Die starren, entsetzten Gesichter ließen sie Schweres ahnen. Als man sie in den Gasthof geführt hatte, hörte sie Georg laut rufen: „Frau, Frau! wo ist meine Frau?" Sein Zustand war äußerst bedenklich; denn vier Rippen waren gebrochen und Lunge und Kopf stark verletzt. „Hast du mir noch etwas zu sagen?" fragte ruhig die Trauernde. „Sehr viel," war die leise Antwort; „aber ich muß warten, bis ich atmen kann." „In gesunden Tagen," so erzählt die noch lebende Witwe weiter, „hatte er mich oft gebeten, ihm ehrlich zu sagen, wenn es zum Sterben

ginge; ich sollte dann den 23. Psalm: Der Herr ist mein Hirte, Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt, und Joh. 5, 24 in seine Seele rufen: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Darum sagte ich: Mein teuerster Georg, wir haben oft über den Himmel gesprochen; vielleicht holt Jesus dich bald ins Vaterhaus. Bist du bereit, mit ihm zu gehen? Nicht wahr, du bist bereit! Er wird dein Schild sein. Verständnisvoll blickte er mir ins Auge und sagte: „Ich fürchte kein Unglück — — Der Herr wird mich nicht verlassen, noch versäumen!“ Noch öfter kamen solche kurze Bekenntnisse kindlichen Vertrauens über die sterbenden Lippen. Die Sprache stockte; aber das Bewußtsein blieb. Er hielt Glauben bis ans Ende. Der schwere Atem wurde ruhiger, bis er ganz still stand. Das war am 21. November 1876 bald nach Mittag, gerade vierundzwanzig Stunden nach dem Unfall.“ — — —

Wer mag die Thränen zählen, welche geweint wurden, als die Trauerkunde durchs Land flog: „Georg Moore ist tot!“

In der Grabkapelle von Allhallows ruht er neben seiner Elisabeth bis zum großen Tage der Auferstehung. —

Das ist die Geschichte von Georg Moore!

Wie ich dem lieben Herrgott mein Sonntagsjöpple schenkte.

Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich gekleidet. Matth. 25, 36.

In der Kirche zu Ratten steht links am Hochaltare eine fast lebensgroße Reiterstatue. Der Reiter auf dem Pferde ist ein stolzer Kriegsmann mit Helm und Busch und einem kohlschwarzen Schnurrbärtchen. Er hat das breite, funkelnde Schwert gezogen und schneidet mit demselben seinen Mantel entzwei. Zu Füßen des sich bäumenden Rosses kauert eine armselige Bettlergestalt in Lumpen.

Als ich noch so ein richtiger Knirps war, wie er einem ordentlichen Menschen kaum zum Hosensack emporgeht, nahm mich meine Mutter gern in die Kirche. Einmal, als wir auf dem Wege nach Hause waren, die Mutter mich an der Hand führte und ich immer drei Schritte machen mußte, so oft sie einen that, warf ich meinen kleinen Kopf auf zu ihrem guten Angesichte und fragte: „Warum steht denn der Reiter allfort auf der Wand oben, und warum reitet er nicht zum Fenster hinaus auf die Gasse?“

Da antwortete die Mutter: „Weil es nur ein Bildnis ist, mein Kind, das Bildnis des heiligen Martin, der

ein Soldat, ein sehr gutthätiger, frommer Mann gewesen und jetzt im Himmel ist."

„Und ist das Roß auch im Himmel?" fragte ich.

„Sobald wir zu einem rechten Platz kommen, wo wir rasten können, so will ich dir vom heiligen Martin was erzählen," sagte die Mutter und leitete mich weiter. Ich hüpfte neben ihr her, wartete aber schon sehr schwer auf das Rasten, und in einem fort rief ich: „Mutter, da ist ein rechter Platz."

Erst als wir in den schattigen Wald hineinkamen, wo ein platter, mosiger Stein lag, fand sie es gut genug; da setzten wir uns nieder. Die Mutter band das Kopftuch fester und war still, als habe sie vergessen, was sie versprochen. Ich starrte ihr fort und fort auf den Mund, dann guckte ich wieder zwischen den Bäumen hin, und mir war ein paarmal, als hätte ich durch das Gehölz den schönen Reitersmann reiten gesehen.

„Ja, leicht wohl, mein Bübel," begann meine Mutter plötzlich, „allzeit soll man den Armen Hilfe reichen um Gotteswillen. Aber so, wie der Martin gewesen, traben heutzutag nicht viel Herrenleute herum auf hohem Roß. — Daß im Spätherbst der eiskalte Wind über unsere Schafheide streicht, das weißt du wohl, hast dir ja selber voriges Jahr schier die Tätzlein erfroren. Siehst du, völlig eine solche Heide ist es auch gewesen, über die der Reitersmann Martinus einmal geritten an einem späten Herbstabend. Steinhart ist der Boden gefroren, und das klingt ordentlich, so oft das Roß seinen Huf in die Erden setzt. Die Schneeflöcklein tänzeln umher, kein einziges vergeht. Schon will die Nacht anbrechen; das Roß trabt

über die Heide, und der Reitersmann zieht seinen weiten Mantel zusammen, so eng es halt hat gehen mögen. Und wie er so hinfährt, der Reiter, da sieht er auf einmal ein Bettelmännlein kauern an einem Stein; das hat nur ein zerrissenes Jöpplein an und zittert vor Kälte und hebt sein betrübtes Auge auf zum hohen Roß. Als das der Reiter sieht, hält er sein Tier an und ruft zum Bettler nieder: „Ja, du lieber, armer Mann, was soll ich dir reichen? Gold und Silber habe ich nicht, und mein Schwert kannst du nimmer brauchen. Wie soll ich dir helfen?" — Da senkt der Bettelmann sein weißes Haupt nieder gegen die halbentblößte Brust und thut einen Seufzer. Der Wind hat sein Ach davon getragen über die Heide. Der Reiter aber zieht sein Schwert, zieht seinen weiten, dichten Mantel von den Schultern und schneidet ihn mitten auseinander. Den einen Teil des Kleidungsstückes läßt er hinabfallen zu dem armen, zitternden Greise: „Nimm vorlieb damit, mein armer, notleidender Bruder!" Den andern Teil des Mantels schlingt er, so gut es geht, um seinen eigenen Leib und reitet davon."

So hatte meine Mutter erzählt und dabei mit ihrem eiskalten Herbstabende den schönen Hochsommertag so frostig gemacht, daß ich mich fast schauernd an ihr lindes Busentuch schmiegte.

„'S ist aber noch nicht ganz aus, mein Kind," fuhr die Mutter fort, „wenn du es nun gleichwohl weißt, was der Reiter mit dem Bettler in der Kirche bedeutet, so weißt du noch nicht, was weiter geschehen ist. Wie der Reitersmann nachher in der Nacht daheim auf seinem harten Polster ruhsam schläft, kommt derselbige Bettler von der

Heide zu seinem Bett, zeigt ihm lächelnd den Mantelteil, zeigt ihm die Nägelwunden an den Händen und zeigt ihm sein Angesicht, das nicht mehr alt und kummervoll ist, das strahlet wie die Sonne. Derselbe Bettelmann auf der Heide ist der liebe Herrgott selber gewesen. — So, Bübel, und jetzt werden wir wieder weiter gehen."

Da erhoben wir uns und stiegen den Bergwald hinan.

Bis wir heimkamen, waren uns zwei Bettelleute begegnet. Ich guckte jedem sehr genau in das Gesicht; ich hab' gemeint, es dürfte doch der liebe Herrgott dahinter stecken.

Gegen Abend desselben Tages hatte ich mein Sonntagskleidchen des sparsamen Vaters wegen schon ablegen müssen und lief nun wieder in dem vielfarbigen Werktagshöslein herum. Nur das völlig neue, graue Joppel trug ich noch, das ich nicht hatte ablegen wollen und mir noch für den Tagesrest erbeten. Auch war die Mutter schon lange wieder bei ihrer häuslichen Arbeit. Da fiel mir was ein. Ich eilte gegen die Schafheide hinauf. Ich mußte ja doch die Schäflein, worunter auch ein weißes Lämmlein als mein Eigentum war, heim in den Stall führen.

Wie ich aber so hinhüpfe und Steinchen schleudere und damit die goldenen Abendwolken treffen will, sehe ich plötzlich, daß dort am Fels ein alter, weißköpfiger, sehr arm gekleideter Mann kauert. Da stehe ich erschrocken still, getraue mir keinen Schritt mehr zu thun und denke bei mir: „Jetzt, das ist aber doch ganz gewiß der liebe Herrgott." Ich habe gezittert vor Furcht und Freude, ich habe mir garnicht zu helfen gewußt.

„Wenn es doch der liebe Herrgott ist, ja, da muß eins ihm wohl was geben. Wenn ich jetzt heimlaufe, daß die Mutter komme und gucke und mir sage, wie ich dran bin, so geht er mir am Ende davon; und es wär' doch eine Schande und ein Spott, thät ich ihm nichts reichen. Ich denk', sein wird er es gewiß, just so hat derselbe ja auch ausgeschaut, den der Reitersmann gesehen."

Ich schlich einige Schritte nach rückwärts und hub an, an meinem grauen Jöpple zu zerren. Es ging nicht leicht, es war so fest über dem grobleinenen Hemde, und ich wollte doch das Schnaufen verhalten, ich meinte, der Bettelmann sollte mich vorläufig nicht bemerken.

Ein gelbangestrichenes Taschenmesser hatte ich, nagelneu und just scharf geschliffen. Dieses zog ich aus der Tasche, das Röcklein nahm ich unters Knie und begann, es nun mitten auseinander zu trennen.

Bald war ich fertig, schlich zum Bettelmann, der halb zu schlummern schien, und legte ihm seinen Teil von meinem Rock zu Häupten. „Nimm damit vorlieb, mein notleidender Bruder!" Das habe ich ihm still in Gedanken gesagt. Dann nahm ich meinen Teil vom Rocke unter den Arm, lugte noch eine Weile dem lieben Gott zu und jagte dann die Schäflein von der Heide.

„In der Nacht wird er wohl kommen," dachte ich, „und da werden ihn Vater und Mutter sehen, und wir können ihm, wenn er bei uns bleiben will, gleich das hintere Stübel herrichten."

Ich lag im Schiebbettlein neben Vater und Mutter und konnte nicht schlafen. Die Nacht verging, und der, den ich gemeint hatte, kam nicht.

Am frühen Morgen aber, als der Haushahn die Knechte und Mägde aus ihren Nestern hervorgekräht hatte, und als draußen im Hof schon der laute Werktag anhub, kam ein alter Mann (sie hießen ihn den „Schwamm-Veitel“) zu meinem Vater. Er brachte ihm den verschenkten Teil von meinem Rock und erzählte, ich hätte denselben abends zuvor in meinem Mutwillen zerschnitten und ihm das eine Stück an den Kopf geworfen, wie er so ein wenig vom Schwammsuchen ausgeruht habe auf der Schafweide.

Darauf kam der Vater, eine Hand hinter dem Rücken, ganz leicht an mein Bett geschlichen: „Bub', wo hast denn du dein neues Sonntagsjöppel?“

Das leise Schleichen und die Hand hinter dem Rücken war mir sogleich verdächtig vorgekommen, und jetzt ging mir schon das Gesicht aus dem Leim, und weinend rief ich: „Ja, Vater, ich hab' gemeint, dem lieben Herrgott hätte ich es geben.“

„Ei Bub', du bist aber so ein Trottel, so ein Halbnarr!“ schrie mein Vater. Dir muß man mit einem rechten Besen die Seel' aus der Haut schlagen!“

Wie nun die Hand mit der gewundenen Birkenrute zum Vorschein kam, erhob ich ein Zetergeschrei.

Sogleich eilte die Mutter herbei. Die that sonst selten Einsprache, wenn der Vater mit mir durch die Birkenrute verkehrte; heute aber hielt sie ihm die Hand und sagte: Das Röckel flicke ich leicht wieder zusammen, Alter. Geh jetzt mit, ich muß dir was sagen.“

Sie gingen beide hinaus in die Küche; ich denke, dort haben sie über die Martinigeschichte gesprochen. Sie kamen nach einer Weile wieder in die Stube.

Der Vater sagte mit fast dumpfer Stimme: „Sei nur still, es geschieht dir nichts.“

Und die Mutter flüsterte mir zu: „Ist schon recht, wenn du das Röckel dem lieben Herrgott hast wollen geben; aber besser ist's noch, wir geben es dem armen Thalmichelbuben. In jedem Armen steckt der liebe Gott. Schau, der heilige Martinus hat es auch schon gewußt. So, und jetzt, mein Bübel, hupf auf und schlupf ins Höslein.“








